Der Tod in Flandern

Adolf Köster

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Langens Kriegsbücher

1 Mark

Library of

Princeton University.

Langens Kriegsbücher

Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914

Viertes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Langens Kriegsbücher

Adolf Köster
Der Tod in Flandern
Kriegsnovellen

Viertes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1914 by Albert Langen, Munich

Dem Andenken an
Ludwig Frank
gewidmet

3465
.258
.391

JUL -8 1915 337187

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Der Tod in Flandern	9
Madame Marchand	30
Vor Lüttich	37
Feuermann Stiscola	41
Der Feldprediger	48
Fernande	55
Hein Kröger und die Engländer	63
Die Verlobten	78
Ein Abend in Ostende	83
Heyengas Geschichte	93

Der Tod in Flandern

Sie waren sehr verschieden und doch immer beieinander — die vier Primaner. Sie gingen gemeinsam in die Schule, aber sie saßen auf sehr verschiedenen Plätzen. Sie zeichneten sich in sehr verschiedenen Fächern aus, aber sowohl in den Pausen wie auf den abendlichen Spaziergängen sah man sie immer beisammen. Sie regelten alles gemeinsam — die mathematischen Aufgaben und die Religion der Zukunft, Liebeskummer und väterliche Konflikte. Es war ganz selbstverständlich, daß alle vier sich bei demselben Regiment meldeten, als der Krieg ausbrach.

Alle vier wurden angenommen. Das heißt, einen Augenblick sah es aus, als ob Budde Beermann zurückgewiesen werden sollte wegen seiner dicken Brille. Aber — wie er später sagte — er riß seine Augen mit aller Gewalt zusammen, und so erreichte er gerade noch die richtigen Buchstaben.

Sie wurden zehn Wochen lang ausgebildet. Ihre Gestalten wurden noch länger und hagerer. Aber die Uniform machte sie männlich. Ihre Verschiedenheiten schwanden, weil es keine Zeit mehr gab, über sie zu reden. Sie aßen, tranken, schliefen wie nie in ihrem Leben. Und alle ihre weltenweiten Zukunftsträume waren verdichtet zu dem einzigen Wunsch: in diesen unbekannten, lockenden Strudel hinein, der sich „Krieg" nannte.

Digitized by Google

Was war der Krieg? Er war auch heute noch jenes problematiſche Ungeheuer, über das die Primaner in ihrem Diskutierklub „Schiller" ſich ſo oft und ſo ſchön gezankt hatten. Aber zugleich war er auch noch etwas anderes geworden: eine Muſik und eine flatternde Fahne, etwas wie ſelige Verliebtheit und holder Wahnſinn, eine ſchimmernde Zukunft — die aber ganz nahe war, und über die kein Erwachſener lachte. Ja, das war die erſchütternde Neuigkeit für alle dieſe jungen Leute: jetzt durfte man öffentlich ſchwärmen. Man durfte ſagen, daß man eine Schlacht entſcheiden, daß man höchſt eigenhändig mit einer Bombe das Zelt des ruſſiſchen Zaren vernichten wolle — und alle nahmen einen ernſt, und ſelbſt die älteſten Knacker klatſchen in die Hände. So war der Krieg: heute noch war man ein dummer Primaner, dem der Lehrer eine Ohrfeige anzubieten wagte, und morgen ſtand man in hunderttauſenden Blättern, und die ſtolzeſten Mädchen kauften ſich Bilder von einem und hängten ſie in ihrem Zimmer auf. So war der Krieg.

Bis auf den Sohn des Paſtors Kuhn, der auf den Monismus ſchwur und Chemie ſtudieren wollte, waren ſie übrigens alle verliebt. Das heißt mit ſehr großen Unterſchieden. Budde Beermann liebte zwei junge Mädchen zugleich. Der junge Frerichs betete die Frau des Hilfslehrers an, obſchon er nie ein Wort mit ihr geredet hatte. Richtig und ernſthaft verliebt war nur Jürgen Pens — in die einzige Tochter des Paſtors.

Das iſt nicht unwichtig. Denn die kleinen und großen Herzensfreuden dieſer jungen Leute ſpielten auch in den Krieg hinein. Und wo in einſamer Stunde ein Zweifel, eine kleine Angſt oder nur ein Zurſeite-ſpringen der Gedanken auftauchte, da waren es die Bilder dieſer Frauen und Mädchen, die alles wieder einrenkten — lockend, drohend, beſänftigend.

So zogen die vier in Reih' und Glied aus dem Städtchen aus — alle in derſelben Kompagnie. Am ſtolzeſten ſchritt Frerichs dem Bahnhof zu. Denn ſein Rivale, der Hilfslehrer, war ein elender Landſturm-mann ohne Waffe und brauchte nicht mit. Ja, das war eine Ehre und ein Ruhm, ſchon bevor es losging, unter den lächelnden Augen einer geliebten Frau durch die Straßen zu ziehen — in Gefahren, Sieg oder Tod.

Durch ganz Deutſchland ging es wie im Triumph. Der ganze Zug war voll von jungen Menſchen, die kaum zwanzig Jahre zählten. Alles durcheinander, Primaner, Studenten, Bauern, Arbeiter und Kauf-leute. Die Männer und Frauen auf den Bahnhöfen, an den Chauſſeeübergängen, in den Straßen der Städte — ſie winkten und jubelten. Nur einige alte Leute, die dieſen Strom von Jugend ſahen, zogen das Taſchentuch und weinten.

Kurz hinter der belgiſchen Grenze ſahen ſie die erſten Verwundeten. Es waren zunächſt zwei junge friſchge-backene Leutnants. Der eine hatte den ganzen Kopf in Watte, der andere hatte den Arm verbunden. Sie hatten ihren Zug verlaſſen und gingen auf dem Bahn-

steig auf und ab. Die vier Primaner standen stramm vor ihrem Waggon. O, wie bewunderten sie diese beiden Helden. Und ohne daß sie etwas sagten, dachte ein jeder: „Ach, käme ich mit solchen Ehren heim!“

Aber dann liefen sie nach dem Verwundetenzug hinüber und guckten neugierig bald hier, bald da hinein. Überall roch es — nach Blut, nach Karbol — meistens nach Blut. Die schönen grauen Röcke der Soldaten waren starr von Dreck. Ihre Gesichter sahen bleich aus. Viele humpelten. Einige wurden getragen. Aber alles war still. Man hörte keinen Klagelaut. Alles half sich gegenseitig.

Die Kriegsfreiwilligen standen herum. Die vier Primaner auf einem Haufen. Das war nun das erste offene Gesicht des Krieges — nicht sein bestes. Die Primaner erschauerten.

Aber da rief aus einem Kupee ein graubärtiger Hauptmann: „Heda, ihr Jungens, hier mal ran und helft mir!“ Sie sprangen hinzu. Der Alte hatte ein blessiertes Bein und wollte hinaus. Die vier packten an und hoben ihn herunter. Und indem sie das taten, war ihr Schauer weg. Und sie fühlten, dachten und marschierten wieder in Reih' und Glied.

Es kamen die ersten zerstörten Häuser und Dörfer — es kamen die ersten Schlachtfelder. Zunächst auch hier ein jugendliches Staunen, ein leiser Versuch zu fragen, wie und weshalb. Aber doch nur einen ganz kleinen Augenblick. Dann wurden es gerade diese Stätten des Schreckens, die die jungen Leute fest und mutig

machten. Das kam, indem die Leute des Landes vor ihnen den Hut zogen, indem Frauen vor ihnen zitterten und alte Männer gehorsam ihren Willen taten. Die jungen Menschen sahen, was Besiegte sind. Und sie lernten reden und handeln, wie Sieger es tun. Ihr Stolz und ihre Eigenwilligkeit erhoben sich im Verhältnis zu ihrer Jugend. Einige wurden frech.

Aber die vier blieben auch als Sieger Primaner. Eines Mittags — ihr Regiment lag jetzt als Besatzung in irgendeinem Dorf Südbelgiens — eines Mittags nach dem Essen rekelten sie sich in der Septembersonne auf der Wiese neben einem kanalartig verbreiteten Flusse, dessen Wasser träge dahin schwomm.

„Kinder, es ist halb eins" — sagte Frerichs — „jetzt hätten wir zu Hause Horaz. Der Alte würde uns erklären, was Freundschaft ist, Pens würde schlafen, sein Schwager würde Darwin lesen — und jetzt liegen wir im Krieg zwei Tage hinter der Front. Eheu fugaces Postume, Postume..."

„Wißt ihr noch" — meinte nun Pens — „als der Alte in seiner Abschiedsrede auf ‚die sittlichen Gefahren des Krieges' zu sprechen kam? Und er sah dabei den Beermann ganz scharf an. Gewiß, Beermann, sei ruhig! Er tat es. Aber nun sage mir bloß einer, wo sind diese sittlichen Gefahren?"

„Na, Pens, ich meine, mit Beermann hatte der Alte schon recht. Oder will Beermann bestreiten, daß er mit der kleinen Schwarzen aus dem Gärtnerhaus hier dick in der Tinte sitzt?"

„Brotneid, Brotneid, purer Brotneid, Kinder“ — antwortete Beermann — „ich werde gar nichts beſtreiten, aber auch gar nichts behaupten. Ich möchte vielmehr fragen, wo ſind überhaupt die Gefahren, von denen wir träumten? Wir liegen hier jetzt drei Wochen und werden dick und rund. Auf dem rechten Flügel ſoll es hapern. Warum ſchickt man uns nicht hin? Ich kann doch nicht als ordinärer Muskote zu meinen Eltern zurückkehren. Und hier ſcheint mir die Gelegenheit zum Eiſernen verdammt ſchlecht zu ſein.“

In dieſem Augenblick wurden die Augen der vier auf einen Gegenſtand gerichtet, der vor ihnen im Waſſer auftauchte. Es war der Arm eines Menſchen — in blauem Tuch — der Arm eines Soldaten — die Hand war ſchneeweiß — der Arm zog langſam auf dem Waſſer an ihnen vorbei.

„Da haſt du's, Beermann — verflucht und zugenäht! — Es iſt ein Menſchenarm — vielleicht aus Deutſchland.“

„Wahrhaftig, ein Arm“ — ſagte Budde Beermann und huſtete verlegen — „er muß von einer Granate weggeriſſen ſein. Aber ich glaube, er liegt ſchon lange im Waſſer. Er iſt ganz weiß.“

Alle waren innerlich entſetzt. Jeder hätte am liebſten geſchwiegen. Aber jeder ſchämte ſich, und ſo redeten ſie los.

„Granatſchüſſe ſollen das Schrecklichſte ſein, ſchlimmer als Dum-Dum. Der Leutnant neulich im Zuge

hat es auch geſagt. Ich bin für einen glatten Gewehrſchuß.“

„Ich auch, — ich habe ſogar vorgeſtern geträumt, wir wären im Gefecht, — und ich bekäme einen Schuß mitten ins Herz. Aber es tat gar nicht weh — es war ein Gefühl wie dicht vorm Einſchlafen.“

„Geträumt habe ich auch mal davon — aber ich weiß nicht mehr was. Ich weiß nur, als ich aufwachte, da hatte ich den ganzen Tag in Händen, Schultern, Beinen das ſeltſame Gefühl, als müßten Kugeln kommen und ſie treffen. Ich hatte direkt eine Art körperlicher Sehnſucht nach den Kugeln — aber natürlich war es Spielerei.“

„Es war noch weniger als Spielerei. Pens will ſich intereſſant machen. Aber ich glaube ihm nichts mehr“ — rief der Sohn des Paſtors — „ich weiß nur, daß Pens als Amulett ein paar Schubertſche Noten auf der Bruſt trägt. Und das finde ich ſentimental, und ich lobe mir dafür meinen gefüllten Bruſtbeutel. Amen.“

„Und den Tierentwickler Darwin, den du in deinem Torniſter trägſt? Oder willſt du etwa leugnen, daß du ihn mitgenommen haſt? Die Geſchmäcker ſind eben verſchieden, Herr Pillendreher. Und eine Schubertſche Ecoſſaiſe iſt etwas anderes als gewärmter Froſchlaich.“

So neckten ſich die beiden. Sie waren immer ſehr derb gegeneinander. Das kam, weil der eine die Schweſter des andern liebte.

Des Abends ſaßen ſie und tranken. Keiner hatte gewußt, daß in Belgien ſoviel Rotwein war. Mit den

Kameraden ihrer Kompagnie ſtanden ſie ſehr gut. Einmal veranſtalteten ſie eine regelrechte kleine Kommentkneipe mit Geſang. An dieſer nahmen ſowohl ein paar Arbeiter wie auch zwei junge Leutnants teil.

So vergingen einige Wochen. Endlich traf der lang erſehnte Landſturm zur Beſetzung des Dorfes ein. Und unſere Freiwilligen rückten ab in die Front. Es gab niemanden, der nicht innerlich jubelte.

Wie waren ſie alle gewachſen in den zwei Monaten, ſeit ſie damals auf dem Kaſernenhof in der Heimat antraten. Sie waren zwar auch jetzt noch keine Männer — nein, wenn ſie marſchierten und ſangen, dann ſchwebte trotz des ſtrammen Schrittes etwas Zartes, Elaſtiſches, etwas Rührendes um ihre Reihen. Und dennoch — welch ein Unterſchied! Damals wie Knaben von morgens bis abends gehütet — jetzt ſtanden ſie allein die Nacht hindurch auf Poſten — Tod und Leben in der Hand.

Und je tiefer und je länger ſie hineinkamen in dieſe Rieſenmaſchinerie des Krieges — deſto einfacher wurde ſie ihnen. Denn ſie ſahen nur immer ein winziges Stück von ihr — ein kleines Stück mit kleinen Schrecken. Und ihre harten Aufgaben ließen ihnen keine Zeit, über die Schrecken zu grübeln und zu greinen. So war ihre Laune immer froh und voll Erwartung. Manchmal ſo voll Erwartung, daß ſie ſich gottloſerweiſe irgend etwas Schreckliches wünſchten, nur damit überhaupt etwas paſſierte.

Natürlich ſchrieben ſie oft nach Hauſe. Und auch

die zu Hause merkten an den Briefen, wie die viere wuchsen. Sie erhielten auch viele Antworten aus der Heimat. Manche aber waren wie aus einer fremden Welt. So verschieden war das, was sie in ihrer Kompagnie, und das, was man im Kreisstädtchen daheim den Krieg nannte.

Acht Tage, nachdem sie in der Front lagen, machten sie ihre erste wichtige Nachtpatrouille. Es war eine Freiwilligenpatrouille von zehn Mann. Natürlich waren die vier unter denen, die sich meldeten.

Sie hatten zunächst einen Fluß zu durchschwimmen — einer nach dem andern. Die Nacht war dunkel. In dem kräftigen Oktoberwind verhallten ihre plätschernden Geräusche.

Dann krochen sie über einen losen Acker — dreihundert Meter weit. Da begann der Wald — und nun verteilten sie sich. Der Auftrag lautete, aus den Wipfeln der Bäume heraus den ganzen nächsten Tag alle Bewegungen des Feindes zu beobachten und in der nächsten Nacht auf dem Wege über Acker und Fluß zurückzukehren.

Sie sahen böse aus, als sie in dem Walde ankamen — naß, voll Ackererde, klappernd vor Kälte. Sie verteilten sich auf die höchsten und stärksten Bäume. Es war nicht leicht, in voller Ausrüstung zu klettern. Aber ein Kriegsfreiwilliger liebt gerade das Schwere und Unmögliche. Und so saßen sie nach einer Stunde alle zehn oben in den Zweigen.

Es wurde ein Tag wie aus den Indianergeschichten

der Jugend. Zwar drei von den Leuten, unter ihnen der Sohn des Paſtors, hatten ſich völlig verklettert. Als die Sonne herauskam, zeigte es ſich, daß ſie nach keiner Seite hin Ausſicht hatten. Sie ſaßen mitten in Blättern und Zweigen und ihnen wurde der Tag auf dieſe Weiſe zu einem Tage innerer Einkehr.

Aber die andern ſaßen und lugten kilometerweit. Zwar waren ſie ganz ohne Verbindung miteinander. Nur einige konnten ſich ſehen. Aber niemand konnte mit dem andern reden. Jeder ſah durchs Glas und ſchrieb und zeichnete, als ob er ganz allein ausgeſandt wäre.

Sie ſahen feindliche Reiter und Pioniere, Ponton-Abteilungen und Kolonnen afrikaniſcher Infanterie. Manchmal ſo nah, daß es ihnen in den Fingern zuckte. Aber manchmal gab es auch Minuten der atemloſen Spannung. Dann ſtanden oder marſchierten feindliche Gruppen gerade unter ihnen, und alles, was ſie tun konnten, war, ſich ſtill und mauſetot zu halten.

Unerträglich lang war der Tag. Wie gern hätte Penz einmal hinüber gerufen zu Beermann! Einen kleinen Scherz, einen kleinen Juchzer nur! Wie gern hätte er dieſer unerträglichen rieſenhaften Spannung ſeiner Nerven einmal ein ganz klein wenig Luft gemacht. Aber ſo mußten ſie gerade das Größte des bisherigen Krieges ſtumm verrichten. Und waren doch noch ſo jung.

Abends kletterte der Leutnant zuerſt hinab. Dann die übrigen. Sie waren kalt und ſteif wie Gefrier-

fleiſch. Erſt jetzt merkten ſie es. Der Rückweg dauerte ſtundenlang. Sie mußten jetzt noch vorſichtiger ſein als am Abend vorher, — da ſie nicht wußten, wo heute die Poſten am Ufer ſtanden. So krochen ſie einzeln auch über den Acker — in Zwiſchenzeiten von einer halben Stunde. Kurz nach Mitternacht kam der letzte drüben an.

Obſchon die vier hundemüde waren, ſchlief keiner von ihnen vor morgens ein. So lange hatten ſie zu erzählen. Und jeder hatte etwas ganz Neues, etwas ganz Unerhörtes erlebt — beim Kriechen durch die Ackerkrume, beim Schwimmen durch das dunkle Waſſer, als die Eichkätzchen in den Zweigen neben ihnen huſchten, und als ein franzöſiſcher Kapitän mit ſeinem Glaſe den Wald beäugte.

Das militäriſche Ergebnis der Patrouille war ausgezeichnet. Ihre Meldungen ergänzten ſich gegenſeitig zu einem klaren Bilde über alle Abſichten des Feindes in den nächſten Tagen. Sie ſollten nur ſo weiter machen — hieß es am anderen Morgen — dann könnten ſie vielleicht ſchon Weihnachten im Unteroffiziersrock feiern.

Aber bis Weihnachten war noch lange hin. Und manches kam ganz anders, als die jungen Freiwilligen es ſich ſtrahlend ausgemalt hatten — anders auch, als mancher alte Schlachtenlenker es in ſeinen kühlſten Rechnungen erwartete.

Schon Ende Oktober ſollte der Hauptſchlag in Flandern fallen. Aber bis Mitte November war noch kein

Ende abzuſehen. Wie in Verzweiflung hatte ſich der Engländer zum Schutze ſeiner Küſten hier feſtgekrallt — Belgier, Franzoſen, Afrikaner und Aſiaten als Lehnsvolk ſich preſſend. Indem die Verbündeten mit dem Rücken nach England fochten, zeigten ſie den Preis des Sieges an. Und die Deutſchen hatten ihn begriffen. Wie Sturmflut wälzten ſie ſich an die Heere der Gegner 'ran — ſie zernagend, zerfreſſend, unterhöhlend, überflutend.

Im Gefolge jener großen Truppenverſchiebungen, die dieſe harten Kämpfe erforderten, kamen auch unſere vier Freiwilligen nach Flandern hinauf. Sie hatten bisher an keiner regelrechten Schlacht teilgenommen. Wie jeder rechtſchaffene Soldat wußten ſie nichts von den großen und kleinen Plänen, die mit dem Hin und Her der Truppen verfolgt wurden. Aber daß es da oben ums Ganze ging, das wußten ſie. Das ſahen ſie auch an der Unmaſſe von Verwundeten, die ihnen entgegenſtrömten.

Sie marſchierten eine gerade Chauſſee entlang. An der rechten Seite, ſoweit ſie ſehen konnten, neue Truppen, Wagen, Geſchütze und Munition ſich vorwärtsdrängend. Rückwärts flutend auf der linken Seite ein endloſes Heer von friſch verbundenen Kriegern. Das Ganze wie eine Maſchine — rechts ſtrömte zu, was links abging.

Der Anblick dieſes Heerwurms von Verwundeten

war erſchütternd. Aber erſchütternd doch nur für den, der abſeits ſtand. Nicht für die Soldaten, die vorwärts zogen, auch nicht für unſere vier Freiwilligen von der Primanerbank. Sondern ſo weit waren ſie ſchon: jeder verwundete Arm, jeder blutende Wattekopf, jedes humpelnde Bein ward für ſie zu einem neuen Aufſchwung. Schnelligkeit, Mut, Kampfluſt, Selbſtbewußtſein, alles wuchs. Grimmige Witze flogen hin- und herüber.

Sie lagen noch drei Tage in der Reſerve. Als ſolche halfen ſie die Toten ſammeln und beerdigen. Sie taten es alle ohne großes Erſtaunen. Beermann und Pens hatten vor dem Kriege überhaupt noch keinen toten Menſchen geſehn. Aber jetzt waren ihre Sinne geſtählt, ihre Herzen gehärtet. Sie taten es wie ſelbſtverſtändlich mit ihren ehemals ſo zarten und jugendlich weichen Händen, die ſo ſchnell ſchmutzig und hart geworden waren. War das nun Natur oder war es bewußte Menſchentechnik von höchſtem Raffinement? Denn alles wurde ihnen hier draußen ſelbſtverſtändlich mit der Zeit. So ſicher, ſo Schritt bei Schritt, ſo ohne ſich umzuſehen glitten ſie in alles hinein. Manchmal hätte man denken können, auch der Tod könnte hier draußen ſelbſtverſtändlich werden.

Dann eines Abends hieß es plötzlich: Morgen Sturm. Es ging zuerſt von Zelt zu Zelt, von Graben zu Graben — leiſe flüſternd. Um neun Uhr vor verſammelter Mannſchaft ward es laut bekannt. Der Kommandeur hielt eine kleine Rede. Die ſchloß mit

den Worten: „Denkt an Tſingtau!“ Die Soldaten ſchrien Hurra. Und alles lief und redete und ſang und trank und ſchrie und putzte, und am liebſten wären ſie ſofort aufgeſprungen. Aber erſt gegen drei Uhr morgens ſollte es losgehn.

Der Kommandeur ging durch die Kompagnie.

„Kriegsfreiwilliger Pens vor!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Sie ſind muſikaliſch und können gut ſingen?“

„Jawoll, Herr Hauptmann.“

„Dann werden Sie mir dafür ſorgen, Pens, daß morgen das Lied beim Sturme klappt.“

„Jawoll, Herr Hauptmann.“

„Es ſoll nämlich morgen beim Angriff geſungen werden. Und zwar, Kinder, das alte Lied: Deutſchland, Deutſchland über alles. Die Kompagnie kann dieſes Lied?“

„Jawoll, Herr Hauptmann.“

„Alſo ſofort nach dem Kommando, wenn ſich die Kompagnie in Bewegung ſetzt, beginnt das Lied. Das Lied wird im Takte des Sturmlaufs geſungen. Und es wird immer weiter geſungen — auch ohne Kommando — ihr könnt es meinetwegen noch ſingen, wenn ihr das ſchwarze Geſindel ſchon auf dem Bajonett habt.“

„Jawoll, Herr Hauptmann.“

„Und nun geht ſchlafen, Kinder, und denkt, daß ihr morgen nicht nur die Kerle da drüben zu vermöbeln habt, ſondern auch ein paar Quaſſelfritzen

zu Hauſe, die ſich herausgenommen haben, unſere jungen Regimenter zu beſchimpfen. Als ob wir ſo nicht ganz erſte Klaſſe wären. Zeigt ihnen, Kinder, was 'ne Harke is. Und ſchlagt euch, daß auch denen ein für alle Male das Maul geſtopft iſt. Gute Nacht, Kompagnie."

„Gute Nacht, Herr Hauptmann."

Nach einer Stunde war alles ruhig.

Die vier Primaner lagen zuſammen. Aber ſie ſchliefen nicht. Pens ſchrieb noch eine Karte. Beermann lag auf dem Rücken und rauchte. Frerichs feilte noch einen kleinen Nagel aus ſeiner rechten Stiefelſohle. Und Kuhn ſchnallte ſeinen Torniſter zu.

Budde Beermann verſuchte zu Pens einen etwas groben Witz zu machen. Aber keiner reagierte drauf. Keiner hatte eigentlich viel Luſt zu reden. Aber erſt recht nicht, zu ſchlafen. Beermann ging hinaus und kam zurück:

„Der Mond iſt verſchwunden. Die Wolken ziehen alles dicht."

„Wann geht die Sonne auf?"

„Erſt ſpät — ich glaube um ſieben Uhr herum."

„Es iſt draußen wie in Macbeth — Kinder — ich ſage nichts mehr."

„Meine Schubert-Partitur iſt übrigens neulich beim Schwimmen ziemlich aufgeweicht, und ich habe ſie geſtern in den Torniſter umgepackt. Iſt ja auch überflüſſig jetzt, wo ich zum Kompagnie-Vorſänger avanciert bin."

„Na, ſei ruhig, Pens — es war ſehr nett heute abend — der Alte iſt doch ein Prachtkerl. Habt ihr ſeine Stimme zittern hören, als er ſagte: ‚Das alte Lied‘?“

Außer Kuhn hatte es keiner gehört.

„Ja, ja“ — gähnte Beermann — „jetzt geht es auf elf Uhr. Jetzt ſind ſie zu Hauſe ſchon längſt zu Bett — Lisbeth, Margret, Frieda, Elſe. Und die Laternen ſind halb ausgedreht — die Brotbeutel an die Türhaken gehängt. In der Alten Bierquelle erhebt ſich Pickel zum Heimweg. Aber die andern bleiben noch. — ‚So früh ſchon, Herr Kollege?‘ — ‚Die Pflicht — die Pflicht‘ — ruft Pickel. Aber alle wiſſen, daß es die Angſt vor ſeiner Alſche iſt. Das iſt übrigens jetzt ganz ſicher feſtgeſtellt, hört mal, daß Pickels Penſionäre Margarine zu eſſen bekommen haben. Ganz feſt — Meerfeld hat ein Stück nach Hauſe geſchickt, und ſeine Mutter hat es unterſuchen laſſen.“

In dieſem Augenblick ließen einige Flintenſchüſſe ihr knackerndes Geräuſch hören. Alles ſprang hinaus. Aber es war nichts zu ſehen. Vielleicht ein paar Poſten-Kugeln, vielleicht der Irrtum einer Patrouille.

Aber durch die Flintenſchüſſe wurden die vier wieder aufgemuntert, und an die Stelle einer zeitweiſen inneren Müdigkeit und Abwehr trat jetzt bei ihnen allen eine Stimmung von aufgeräumter Offenheit, wie ſie nur bei Menſchen möglich iſt, die ſehr lange zuſammengelebt haben.

Sie redeten jetzt von ihrer Heimatsſtadt, als ob ſie ſchon jahrelang von Hauſe fort wären, von den Schulausflügen und den gelungenen Streichen gegen Pickel und andere unbeliebte Lehrer. Beermann erinnerte an die ſommerlichen Radfahrtouren nach Kniephof Holz, zuſammen mit den Mädchen der Höheren Töchterſchule, und an den mißglückten Verſuch der beiden Karlsruher Oberſekundaner, auf den hofteiniſchen Wieſen im letzten Winter Schneeſchuh zu fahren. So redeten ſie vom Hundertſten ins Tauſende. Und immer mehr entſchwand ihnen die Wirklichkeit ringsum — das Stroh, die lehmigen Wände, die blanken Gewehrläufe, der ganze Krieg. Sie ſchliefen endlich ein wie Kinder auf dem Schoß der Mutter einſchlafen — wenn ſie Geſchichten erzählt.

Es ſchliefen außer den vieren noch 37 junge Menſchen in dieſem Grabenabſchnitt — 37 junge namenloſe Anfänge. Eine winzig kleine Schar in der großen Zahl, die zwiſchen Oſtende und dem Sundgau lag. Wie winzig klein! Und doch wie viel — wie grenzenlos unendlich viel mal viel! Leute, bedenkt es: 37 Geburten — 37 Jugendleben — 37 Aufwärtswollen — 37 Schickſalsknoten — 37 Welten — lagen dem Tode dicht auf der Schwelle. Und ſchliefen.

Alles ſchlief.

Nur der alte Hauptmann nicht. Dieſer lag auf einem alten zerbrochenen Plüſchſeſſel und dachte über den kommenden Tag nach. Denn er war es geweſen, der ſich ſozuſagen verbürgt hatte für dieſes junge Re-

giment. Es waren nämlich Zweifel entſtanden, ob die Aufgabe nicht zu ſchwer, ob das Ganze nicht ein nutzloſes Opfer jungen Blutes ſei. Aber er hatte ſich mit aller Kraft für die Freiwilligen eingeſetzt. Und in dem Maße, wie er dieſe friſchen, jungen Kerle liebte — mit ſeiner ganzen alten Soldatenſeele, deren einzige Freude das gehorſame Spiel von jungen Menſchenkörpern war — in dem Maße groß war ſeine Sorge. Er lag und ſah jede halbe Stunde nach der Uhr. Die Tritte der Wache hallten. Sonſt war kein Sterbenslaut zu hören.

Aber um drei Uhr begann ein Schleichen und Krabbeln, ein faſt lautloſes Schieben und flüſterndes Sichordnen. Alles in ſchwärzeſter Finſternis. Du ſahſt keinen Baum und keinen Menſchen, kein Feld und keinen Graben. Es war, als gingen die Menſchen mit ſchwarzen Fackeln umher. Du konnteſt nur manchmal hören: da eine Reihe — und vielleicht auch hier — hier viele und da wenige — da ein Offizier — ein Flügelmann — eine Lücke — hier muß der Hauptmann ſtehn. Sonſt aber nichts.

Und dann verſank auch der kleinſte Laut — eine atemloſe Stille brach an — abgeriſſene Hirngedanken — Bilder — kurze Reden mit ſich ſelbſt — ein Streicheln der Waffe — ein Seufzen — ein Wippen — ein innerliches Jauchzen —.

Und dann ein Kommando am rechten Flügel — ſcharf — hell — blitzhell ſchwirrt es durch die Stille — ein zweites — ein drittes — ein viertes ſpringt

hinter ihm her — noch zittert das letzte Wort in der Stille —.

Und dann ein Gesang — ein lufterschütterndes Jauchzen — Deutschland, Deutschland — Vögel flattern kreischend auf — der Boden dröhnt — von drüben kracht der erste Schuß — über alles — eine wandelnde Kirche — ein himmlisch-irdischer Schrei — über alles in der Welt — plötzlich flackern Scheinwerfer über das Feld — du siehst graue Menschen schleichen, sich werfen, aufspringen, klettern, springen, fallen — drüben spritzt aus hundert Läufen blutigrotes Feuer — aber lauter, heller stürmt es flackernd in die Nacht — wenn es stets zum Schutz und Trutze — jetzt klackern die ersten Maschinengewehre — die ersten Schreie brechen ab, vergurgeln, überschlagen sich — seht da den jungen Pens mit blutender Brust — auf allen Vieren kriecht er vorwärts — stöhnend, jubelnd — brüderlich zusammenhält — doch auch die andern wollen nicht schweigen — schon sind die ersten am feindlichen Graben — Beermann und Frerichs, Schulter an Schulter — ein Doppelbajonett — stürzen sie vor — Von der Maas bis an die Memel — und nun beginnt das Ringen und Stechen im Graben, das Schlagen und Würgen, das Zerren und Werfen, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust — und klanglos, abgerissen, nur geronnener Atem, keucht es noch im Gewühl — von der Etsch bis an den Belt — Deutschland — das war der Hauptmann, der da fiel — drei Schwarze

ſtürzten tot neben ihm hin — der iſt gerächt — aber immer noch von allen Seiten dröhnt es, ſtöhnt es, keucht es durch das Dunkel — da — plötzlich ſchreit es irgendwo Hurra — Wie? Was? — Jawohl — Sieg? — Sieg! — Hier? — Hier! — Hurra! — Hurra! — und über die blutdampfenden Gräben, über das dunkle Feld, in dem Geſtöhn der Verwundeten ein leiſes Echo weckend — wälzt ſich das Lied jauchzend gen Himmel — Deutſchland — Deutſchland über alles, über alles in der Welt.

Als die Sonne aufging, da flatterte auf den feindlichen Gräben und von dem Kirchturm des Dorfes die Fahne unſerer Freiwilligen. Da war ein neues Stück heiligen Bodens von Flandern dem Feinde abgerungen. Und die hurtigen Drähte trugen den Ruhm unſerer Jugend in alle Länder. Einen Tag lang ſprach Europa von der Tapferkeit der deutſchen Jungmannſchaft.

Aber von den Tapferen ſelber hörten nur wenige ihr eigenes Lob. Und von den vier jungen Primanern kein einziger.

Budde Beermann lag mit offener Schädeldecke im feindlichen Graben. Den jungen Pens fand man mit durchſchoſſener Bruſt dreißig Meter davor — ſein Geſicht eine Grimaſſe. Frerichs hatte ein Zuavenmeſſer im Leib — ſeine Fäuſte umklammerten wie Eiſenring den Hals ſeines erwürgten Gegners. Der

Sohn des Paſtors allein ſah die Sonne dieſes Tages aufgehn. Aber auch er ſah ihren Untergang nicht mehr. Gegen Mittag ſchon ſtarb er dem Arzt unter den Händen.

So ſtarben die vier auf einen Schlag. Sie waren immer beiſammen geweſen — nun auch im Tode. Sie waren ſehr verſchieden — nun waren ſie ganz gleich. Sie waren jung und tapfer — nun waren ſie kalt und tot.

Madame Marchand

Es war bald, nachdem wir die Grenze überschritten hatten. Gute und böse Eindrücke klatschten frisch und tief auf uns ein. Wir kamen morgens gegen sechs Uhr mit einem Kölner Truppentransport auf dem kleinen Bahnhof an. Die Stadt schien mittelgroß. Wir sollten hier drei Stunden liegen bleiben. Proviantzüge, Munitionszüge rollten einer nach dem andern ohne Aufenthalt durch den Bahnhof.

In dieser Stadt sah ich das erste geplünderte Haus. Es gehörte Herrn Marchand — wie das große Messingschild an der Gartenpforte sagte. Der Garten besaß ein Treibhaus mit Weintrauben. Sie waren abgepflückt. Auf dem Rasen lagen weiße Gartenmöbel. Auf einem Wege stand ein dreiräderiges Kindervelozipped.

O, ich weiß noch, mit welchem Herzklopfen ich das Haus betrat. Seitdem habe ich viele Häuser der Art betreten. Man wird kalt und stumpf — so schnell wie niemand denkt — gegen den Anblick von Zerstörung, von schrecklichen Wunden, von massenhaftem Tod. Aber damals zitterte ich noch, als ich auf den Flur trat, und niemand fragte, was ich Fremder wollte. Sondern alles war tot — und aus den geöffneten Türen blickten verwüstete Zimmereinrichtungen.

Um diese Stadt war drei Tage gekämpft worden. Herr Marchand und seine Familie waren natürlich

längſt geflüchtet. Zuerſt hatten ſeine Landsleute aus dem Dorfe das Haus unterſucht. Der kunſtgerecht geknackte Geldſchrank zeugte davon. Danach waren die franzöſiſchen Soldaten gekommen. Acht Tage und acht Nächte hatten ſie hier gehauſt. Seitdem waren täglich deutſche Truppentransporte hier durchgekommen.

Herr Marchand mußte aus guter Familie ſein. Die alten gediegenen Möbel, die koſtbaren Spiegel, eine umfangreiche Bibliothek, alles deutete auf Wohlſtand, der nicht erſt in dieſer Generation errungen war. Und Madame Marchand muß gern und gut muſiziert haben. Der Flügel ſtand allein in einem großen Zimmer. Die Notenbücher waren viel gebraucht — beſonders eine vollſtändige Chopin-Ausgabe.

Jetzt lagen Brotreſte auf dem Flügel. Eine halbgeleerte Weinflaſche ſtand auf einem Sockel, zu deſſen Füßen ein zerbrochener Marmorkopf gerollt war. Die Bilder waren von den Wänden entfernt. Den Fußboden bedeckten Bücher, die aus den Schränken geriſſen waren. Ein Schreibtiſch war aufgebrochen, alle Schubladen durchwühlt, Briefe, Karten, Rechnungen, Quittungen umhergeſtreut. Vor einem unzerſtörten Spiegel ſtand eine große ſchwarze Marmoruhr. Die Uhr war mit dem Beil herausgehauen.

Als ich in das Speiſezimmer trat, knirſchten meine Schritte von einer Unmenge von Glasſplitter, die den Boden bedeckten. Dies Zimmer mußte von Soldaten benutzt worden ſein. Der große Tiſch war bedeckt mit Speiſereſten. Eine Bratpfanne mit geronnener But-

ter ſtand auf dem Tiſchtuch. Faul gewordenes Obſt, Weinflaſchen mit abgehauenem Hals, ſchmutzige Meſſer — alles lag durcheinander. Die Türen der Glasſchränke ſtanden offen. Es fehlten viele Gläſer. Aber viele waren noch zurückgeblieben. Ich nahm ein Glas und ſchlug daran. Der Klang zog tief durch das Zimmer, ſo daß ich erſchrak.

Herr Marchand war Direktor einer chemiſchen Fabrik. Frau Marchand war faſt zehn Jahre jünger als er. Sie hatten zwei Kinder, Erneſt und Déſirée. Frau Marchands Bruder war Hauptmann in Lille. Ihre Mutter wohnte in Nizza. Sie waren Proteſtanten.

Dies alles wußte ich, nachdem ich ein paar Minuten in Frau Marchands Zimmer geſtanden hatte und dort die Bilder und Photographien an den Wänden und auf ihrem zierlichen Schreibtiſch geſehn hatte. Das Zimmer hatte zwei Fenſter, die nach hinten in den Garten gingen. Vor dem Fenſter hingen die vollen Zweige eines Walnußbaumes. Auch dies und das nebenan liegende Schlafzimmer der Eheleute war völlig durchwühlt. An der Erde lagen Kleider, Röcke, Hutſchachteln, entleerte Uhr- und Schmuckkäſten. Ein Album alter Anſichtskarten lag auf dem Bett. Das Bett war anſcheinend zuletzt von einem franzöſiſchen Offizier benutzt. Auf dem Nachttiſch ſtand ein halbverzehrtes Morgenfrühſtück mit einer gefüllten Biskuitdoſe franzöſiſchen Urſprungs, die in eine Zeitung von Roubaix eingewickelt war.

Von diesem Zimmer ging eine weiße Tür in ein anderes. Die Tür war verschlossen, aber der Schlüssel stak drauf. Ich öffnete die Tür. Es war das Zimmer der zwei Kinder. Und seltsam — es war nichts berührt darin. Vielleicht war es vergessen worden — vielleicht hatte die Scheu die Soldaten abgehalten. Die Sachen lagen da — wie wenn die Kinder soeben hinausgelaufen wären. Eine Puppenstube, ein Kramladen, zwei Bälle und ein Teddy-Bär. In der Ecke hatte der Knabe Soldaten gespielt. Er hatte „Franzosen und Deutsche" gespielt. Die Franzosen waren dicke, große Bleisoldaten, die Deutschen dünne Zinnfiguren. Von den Deutschen waren viele gefallen. Die Franzosen waren natürlich in zehnfacher Übermacht. Ich blieb in der Tür stehen. Ich wagte keinen Schritt in dies Idyll zu setzen.

Rückkehrend blickte ich noch einmal aus dem Fenster von Madame Marchand. Und als ich dieses Mal an ihrem kleinen Schreibtisch vorbeiging, fiel mein Blick zufällig auf ein Büchlein mit Goldschnitt, das mitten zwischen Briefen und Papier lag. Es war das Tagebuch der Madame Marchand.

Ich nahm es in die Hand und öffnete es. Es war ein Tagebuch, das mit dem fünfzehnten März 1912 begann.

Ich saß nun auf Madame Marchands kleinem Eck-sofa und las eine Seite nach der andern. Manchmal dachte ich: Du darfst es nicht. Manchmal lief es mir heiß und kalt über den Rücken. Einmal brach

ich ab und ging zum Bahnhof. Aber unſer Zug fuhr noch lange nicht. Die Soldaten brieten Hühner auf dem Bahnſteig. Ich kehrte zurück und las weiter. Ich ſah das Buch von allen Seiten an. Es war in rotes Leder gebunden und duftete nach Ambra.

Und wie ich las, ſtieg mir das Leben Déſirée Marchands immer deutlicher auf. Ich ſah ihre Jugend in Nizza und in Paris, ihre Hochzeit, die Tränen der erſten Enttäuſchung, die ewigen Abende in dieſer kleinen Stadt, ich hörte ihre langen fruchtloſen Debatten mit dem Fabrikdirektor und ſah ſie ſitzen und heimlich ihre Klagen und Wünſche dieſem kleinen Buche anvertrauen. Und dann fuhr ſie nach Paris — eigentlich nur für drei Wochen — aber dann wurden es vier und fünf Wochen und endlich zwei Monate. Ich ſah ſie im Hauſe ihres Bruders an jenem erſten Abend, als der Geiger kam. Ich ſah ſie im Konzertſaal vor ihm ſitzen und weinen. Ich hörte ſie mit ihrer Schwägerin unterhandeln und ſah ſie tief bis in die Nacht hin grübeln. Aber dann war ihre Kraft zu Ende...

Von dem, was dann kam, ſagte das Buch nur wenig. Es hatte große Lücken — bis zu ihrer plötzlichen Wiederkehr, als der Gatte begann, Verdacht zu ſchöpfen. Da begannen die Seiten wieder voller zu werden. Und ſo perſönlich, ſo für ſich, ſo ganz nach innen ging dieſes Tagebuch, daß von dem Krieg und ſeinen erſten Wochen gar nichts in ihm ſtand. Sondern am Tage der Kriegserklärung war die ganze

Seite weiß geblieben — nur in der Mitte waren ſchräg und klein und müde zwei Worte hingekritzelt: „Ich möchte ...“

Nachdem ich das Tagebuch geleſen hatte, ging ich an den Schreibtiſch und ſchrieb folgenden Brief an Madame Marchand.

Madame!

Im Gefolge des deutſchen Heeres — am fünfundzwanzigſten Auguſt dieſes ſchrecklichen Kriegsjahres — verlor ich mich — ein junger Mann aus Deutſchland — in Ihr Haus, in dieſe Gemächer, an dieſen Tiſch. Am Fenſter ſtehend und dieſe wunderbaren Zweige Ihres Walnußbaumes betrachtend entdeckte ich auf Ihrem zerbrochenen, durchwühlten Schreibtiſch plötzlich Ihr Tagebuch. Madame, ich las dies Tagebuch. Aber ich möchte nicht gern, daß es ein anderer nach mir lieſt oder daß es jemand gar mit ſich nimmt. Darum, Madame, habe ich das Buch für Sie verſteckt. Sie werden es finden im Zimmer der Kinder auf dem Gardinenbrett des linken Fenſters. Das Zimmer der Kinder habe ich unberührt gefunden. Und ich ſchreibe für meine Landsleute eine Bitte an die Tür, daß niemand es betritt. Dieſen Brief jedoch gebe ich für Sie drüben in der Eſtaminet Cécil ab. Adieu, Madame!

A. K.

Ich verſteckte das Tagebuch an der bezeichneten Stelle, ſchloß die Tür des Kinderzimmers ab und

ſchrieb eine Bitte daran, dies ſchlichte Heiligtum des Hauſes nicht zu ſtören. Dann ging ich in die gegenüberliegende Schenke und gab der Frau des Wirtes meinen Brief. Eine halbe Stunde ſpäter fuhr unſer Transportzug ab.

Vor Lüttich

Dieſe kleine Geſchichte beginnt lange vor dem Kriege, als alles bei uns noch leicht und heiter war. Sie endet auf einer Wieſe vor Lüttich — zwiſchen Stacheldraht und Gräben.

Da war irgendwo in Deutſchland eine kleine Stadt mit einer Garniſon. Da war auch ein Landrat mit Frau und Kindern. Und es war Frühling, und alle Menſchen ſannen, wie ſie ihr Leben noch ſchöner machen könnten. Nun — und da war es paſſiert.

Es war paſſiert im Mai — nach einem Sonntagspicknick im Saupark des Königs. Man hatte getanzt — man trank — man luſtwandelte. Der Landrat war in der Hauptſtadt — die Frau heiter, laut, ausgelaſſen wie immer. Der Leutnant hatte ſie nach Hauſe gebracht — bis in den Garten. Und da hatte ſich der Leutnant vergeſſen.

Es kam, was immer kommt in ſolchen Fällen: peinliche Verhandlungen im Ehrenrat, geſcheiterte Verſuche, erneute Beſtimmungen, und letzten Endes ein grauer Morgen hinterm Krähenwald, zwei Wagen, fünf Menſchen und ein Arzt...

Aber nein, kurz vor dieſem Ende, eines Tages, eines Morgens, plötzlich kam der Krieg. Er kam von Oſten und Weſten und Norden. Er kam für Vater und Sohn, für Jud und Chriſt, für Maurer und Junker. Er kam auch in die kleine Stadt des Krähenwaldes

und der Mai-Picknicks. Er warf den Leutnant am ersten Tage an die Grenze. Der Landrat zog den bunten Rock hervor und folgte. Niemand wußte, wohin.

Eine weiße Wolke zog am Himmel über Deutschland und sah herab. Alles stand plötzlich still — nur die eisernen Züge rollten — sie rollten alle nach einer Richtung — die eisernen Züge begannen zu singen.

Der Leutnant marschierte in dem langen Haufen, der sich von Süden her gegen Lüttich schlängelte. Der Regen strömte. Gefällte Bäume sperrten den Weg. Wo sonst sich Brücken spannten, ragten Eisenträger geknickt gen Himmel. Aus toten Häusern blitzte es meuchlings auf. Aber immer vorwärts zog es, drängte es — durch die Nacht — durch den Morgen.

Irgendwo gab es eine Pause — in tiefer Nacht. Der Regen hatte aufgehört. Wolken zogen vor dem Monde hin und her. Der Leutnant lag auf einer Diele — unter dem Kopf ein bißchen Stroh. Acht Tage war das Ganze her — und doch so lange schon — weit weg, was war — wie lachhaft jetzt die kleinen Angste um einen Tod am Krähenwald — damals, damals. Wie lange her, daß er den ersten Toten sah — mit weiten Glasaugen. Und wo war wohl der Landrat — war er tot?

Das war in der Nacht vor Lüttich vor dem Angriff. Am nächsten Morgen begann der Tanz. Parole Wörth! Mit Sturmgepäck und Mütze! Raus aus dem Wald! Den Bach entlang. Auf dem Bauch über

den Acker! Seitengewehr aufpflanzen! Entladen! Und dann hinauf mit Hurra und Hoch! Sprung! Auf! Marſch! Marſch!

Der Leutnant reißt den Degen raus und ſtürmt voran. Die Leute mit Gebrüll ihm nach. Der Boden zittert. Da kommt die erſte Salve. Einer rollt. Einer ſpringt. Irgendwo ein wilder blutiger Knäuel.

„Herr Leutnant!“

Es ſchreit — es pfeift — es plumpſt zu Boden. Da — ein Schlag in die Schulter — der Leutnant dreht ſich — ſein linker Arm hängt ſenkrecht. Aber immer vorwärts — immer vorwärts. Parole Wörth! Gleich haben wir's! Auf! Marſch! Marſch!

Der Berg wird ſteiler. Das Atmen ſchwerer — lauter. Der Leutnant läuft jetzt mitten zwiſchen ſeinen Leuten. Rechts ſtürzt ein Mann und reißt ihn mit zu Boden. Verflucht — der Schmerz reißt fürchterlich in ſeinem Arm. Aber hoch — hoch — hoch muß er. Und ſchon rennt er wieder mitten unter ihnen — allen voran.

Die Reihen lichten ſich. Der Weg iſt noch weit. Immer plumpſt es links und rechts hinab. Kommt nicht Verſtärkung rechts? Ach, daß eine Trompete ertönte... Plötzlich kriegt der Leutnant den zweiten Schuß — verflixtes Pack — genau in die rechte Schulter hinein. Der Leutnant ſtürzt. Ein Feldwebel vor. Hurra der Kaiſer! Und mit Geſchrei ſtürzt alles über ihn hinweg.

Der Leutnant kann ſich nicht rühren vor Schmerz.

Er beißt in die Erde. Vor Wut kommen ihm die Tränen. Er ſieht ſeine Leute rennen — fallen — weiterrennen. Kommen ſie ans Ziel?

Plötzlich hört er rechts ein Brüllen — mit Hurra und Hoch aus dem Kornfeld heraus — voran ein bärtiger Hauptmann — dann zehn und hundert, nein tauſend Menſchen — Hurra hinauf — da fallen die erſten — Sprung! Auf! Marſch! Marſch! — ſechs purzeln über den Stacheldraht — aber ſie kommen — der Hauptmann weit voran —

Der Leutnant ſtreckt den Kopf empor, die Augen weit — der Hauptmann iſt der Landrat.

Ein kurzer Schrei iſt aufgeklungen — dann war der Leutnant hoch — ein Menſch nicht mehr — ein Stumpf — die Arme hingen links und rechts — aber vorwärts ſtürzte er — ſchräg übers Feld — ran an die Soldaten — ran an die Spitze: „Herr Hauptmann, ich komme —“

Der Leutnant hat das Wort geredet — da kommt der dritte Schuß — mit purpurrotem Mund bricht er zuſammen.

Am Abend, als auf dem Fort die deutſche Fahne flatterte, ſah man einen Hauptmann nach einer Leiche ſuchen.

Feuermann Stiscola

Etwa vierzehn Tage nach dem Fall der Feſtung Maubeuge erhielt die Redaktion einer norddeutſchen Zeitung folgenden Feldpoſtbrief:

„Sehr geehrter Herr Redaktöör!

Endlich kann ich, wie Sie ja Ihre Abonnenten immer aufgefordert haben, Ihnen nu mal ſchreiben. Wie Sie woll geleſen haben, iſt Maubeuge ja nu gefallen. Da haben wir freilich vom Zuge aus wenig von bemerkt, ausgenommen die vielen Gefangenen. Aber das is ja nu mal ſo auf der Lokomotive. Wir müſſen immer weg, wenn es intereſſant is.

Aber der Fall dieſer Feſtung is es nich, was mir die Feder ergreifen läßt. Ich muß Ihnen was ſchreiben, was uns alle hier Verdruß und Schmerz macht. Daß manches doch nich ſo is, wie man denkt, hier draußen. Und wenn man ſieht, wie viele mit dem Eiſernen herumlaufen, wo ſie doch nie im Feuer geweſen ſind, da ſagen wir alle: Jakob Stiscola hätte es zuerſt verdient. Und wenn er auch tot is — können Sie, Herr Redaktöör, nichts tun, daß er es vielleicht doch noch nachträglich bekommt? Oder wenn das nich is, vielleicht weiſen Sie mal in Ihrer Zeitung auf Stiscola hin. Seine Eltern würden es als Troſt empfinden. Wir Eiſenbahner aber als Satisfaktſchoon, wenn man nämlich ſolche Dienſte leiſtet und wird ſo wenig davon geſprochen.

Am Mittwoch also hatten Stiscola, was mein Feuermann is, und ich, der Unterzeichnete, den Munitionszug 5674, der sehr schnell fahren mußte, weil auf dem rechten Flügel bei G. die Munition knapp war. Der Transportleiter war ein alter Oberleutnant, und habe ich denselben erst in G. richtig gesehn, als das Unglück bereits seinen Lauf genommen hatte. So schnell fuhren wir überall durch. Ich will nu in Kürtze nacheinander berichten, was passiert is. Und dann sollen Sie selber sagen, Herr Redaktöör, ob gemäß diesen Tatsachen mein Feuermann das Eiserne nicht verdient hat. Was nämlich unser Alter is, der noch nie von Lüttich weg war, der hat es auch bekommen. Was soll das für Empfindungen erwecken in den Herzen des arbeitenden Volkes?

Stiscola un ich, wir fuhren mit dreiundzwanzig Achsen am Mittwoch Abend aus Lüttich fort, waren am andern Morgen früh in N. und passierten Ch. gegen sechs Uhr Abends, als es dunkel wurde. Wie schon erwähnt hatten wir größte Eile — was auch daraus hervorgeht, daß fast auf jeder Station die andern Transportzüge stehen bleiben mußten und wir vorkamen. Stiscola hatte schon drei Nächte keinen Schlaf gehabt. Ich selber zwei. Das ist gegen die Vorschrift. Aber wir alle hier draußen beklagen uns nicht. Wir wollen gern für das Vaterland uns hingeben. Aber man sollte meinen, daß auch an uns gedacht wird, wo wir mehr auszuhalten haben als mancher Chef.

Die Nacht fiel vom Himmel. Aber wir zitterten nicht. Der Dienſt nahm uns voll und ganz in Betracht. Ich kannte die Strecke ja nur bis Ch. Aber hinter Ch. kannte ich nichts. Stiscola erſt recht nicht, indem daß dieſer nur immer bis L. reſpektive N. gefahren war. So kam es, daß die Strecke uns Beiden ganz und gar unbekannt war, und deſto ſchärfer mußten wir auf=paſſen.

Wieviel is ſchon paſſiert, Herr Redaktöör, an Hel=denmut und wirklich erhabenen Leiſtungen von Seiten unſeres Perſonals! So brachte Führer Bahnſen unter anderem vorige Woche einen Traintransportzug zwan=zig Meter vor einer Brücke zum Halten. Wo ſicher ein großes Unglück gekommen wäre. Aber wir tun es nich aus Ruhm.

Doch zurück zu Stiscola, den lengſt die Heldenerde deckt. An jenem Abend war es mächtig nebelig. Die Signale waren ſchlecht ſichtbar. Trotzdem fuhren wir ſo ſchnell es ging. Das heißt, dreißig Kilometer iſt hier die höchſte Erlaubnis. Wer ſchneller fährt, fällt in Strafe. Es is Feindesland und hat ſchon mancher ſeinen Dienſt mit dem Tode gebüßt.

Wir fuhren aus Th. ab, und Stiscola hatte gerade gefeuert. Ich ſah nach links hinaus, mein Feuermann nach rechts. Wir hatten in Th. lange Aufenthalt ge=nommen und der Kommandant in Th. ſagte mir: ‚Fahren Sie, Brendel, was Sie können! Bis E. iſt die Strecke frei. Hinter E. iſt wieder alles voll. Sehen Sie zu, daß Sie in einer Stunde da ſind!‘ — ‚Jawoll‘

— ruf ich den Kommandanten zu. Nich wahr, man freut ſich immer, wenn man mal was Extras tun kann.

So feuerte Stiscola mächtig auf und wir ſahen beide nach vorn. Es war in einem Wald. Es regnete ein bißchen. Es war dicke Luft.

Plötzlich krachte ein Schuß. Ich ducke mir und ſehe hinüber — und da ſehe ich, daß Stiscola ſich auch duckt. Ich denke ſchnell mal nach. — Soll ich ſtoppen? Soll ich ſchneller ſtellen? Ein alter Oberleutnant und zwei Begleitmann im Zug! Nee, nee, denk ich. Bloß nich halten! Und man gau voran! In einer halben Stunde muß ich ja in E. ſein. Ich drück den Hebel vor. Der Zug zieht an. Ich ducke mir wieder runter.

Das alles, Herr Redaktöör, war nich ſo, wie ich es hier jetzt ſo ruhig und langſam erzähle. Es war ſo ſchnell wie ein Blitz oder ein Pfiff, ein ganz kurzer.

Wie ich mir niedergeduckt habe, da krieche ich hinüber zu Stiscola, und da, Herr Redaktöör, was glauben Sie, ſehe ich? Er ſitzt in der Ecke, aber er hat die Hand auf die Bruſt gepreßt, und die Hand ſowohl wie der Mantel, beides war rot von Blut. Sein Geſicht war verſunken. Ich richte ihm den Kopf hoch und ſehe, daß er noch lebt. ‚Menſch, Stiscola, was iſt mit Dir? Soll ich ſtoppen?‘ Aber er ſchüttelte mit dem Kopf und winkte mit der blutigen Hand, was ich mir ſo auslegte: ‚Nein‘. Ich glaube ſogar, er ſagte deutlich: ‚Weiter‘.

Dann mußte ich wieder hoch und ausgucken. Wir waren nu auf freieſtem Feld. Ich dachte: Ob Du doch noch ſtoppſt und holſt den Oberleutnant? Aber was ſollte er machen? Und dann würden wir da auf freiem Felde mit lumpige vier Mann und dreiundzwanzig Achſen ſchwerer Munition geſtanden haben und wären womöglich angegriffen worden, was? Und indem warteten ſie doch auch auf uns in G., nich? Und ſo fuhr ich weiter. Denn ich dachte mir auch noch ſo: Für Stiscola iſt das Beſte, ſo ſchnell, als er kann, ins Lazareth.

Herr Redaktöör, auch ich bin nicht von Pappe. Aber das, was ich jetzt bald darauf zu ſehen kriegte, läßt mir noch jetzt mein Herz erſchüttern. Ich konnte ja nicht bei Stiscola ſitzen die ganze Zeit. Beachten Sie: ich mußte die Maſchine und das Feuer bedienen und dann immer auf den Ausguck — es war in Feindesland und wir wurden beſchoſſen, nee, nee, ich konnte nich mehr tun als ich tat. Aber vielleicht hätte ich doch halten laſſen ſollen, wenn ihm noch zu helfen geweſen wäre. So iſt das Grauſige denn nun geſchehn, Herr Redaktöör — als ich mich zu ihm niederbeuge, ſehe ich, daß mein Kollege tot iſt.

Er lag in die Kniee geſunken und doch nach hinten. Die Hand hing nun darnieder. Aber ſein Angeſicht war ohne Todeskampf. So muß ihn die verräteriſche Kugel mitten ins Herz getroffen haben.

Das war die ſchrecklichſte Viertelſtunde meines Lebens — Herr Redaktöör — mit meinem toten Ka-

meraden bis E. auf der Lokomotive allein. Ich weiß nich, wie wir hinkamen und daß es überhaupt gegangen is, denn ich war auch man halb — will sagen halbe Kraft — das können Sie mir glauben — bei diesem Anblick. Denn Sie wissen, wie es auf der Lokomotive zugeht, Herr Redaktöör, immer auf und ab und immer ein Wackeln von wegen dem Tender. Und zuerst lag Stiscola gegen den Kessel gelehnt. Aber ich hatte zu befürchten, daß irgend etwas Schreckliches passierte, und darum bettete ich ihn mit dem Rücken gegen den Tender. So lag er nun. Und er bewegte sich mit jedem Schütteln des Tenders, auf und ab, hin und her. O, ich kann woll sagen, es waren die grausamsten Minuten meines Lebens, Herr Redaktöör, wenn nicht das Pflichtbewußtsein mir aufrecht gehalten hätte und daß ich genau wußte: auch Stiscola ist gefallen für die Verteidigung unseres guten Vaterlandes.

Ich kam mehr tot an als lebendig. Aber als ich zweihundert Meter vor dem Bahnhof von E. noch einmal warten mußte, Herr Redaktöör, das war wieder eine große Probe. Es sind vielleicht nur ein paar Minuten gewesen. Aber es war so still, so furchtbar ruhig, indem nur hie und da mal die Maschine keuchte und ich wollte anfangen zu weinen und zu schreien, daß mein Feuermann tot war — aber ich konnte nicht. Gott sei mir gnädig — dann ging das rote Licht runter und ich fuhr ein.

Es muß auch mir bös mitgenommen haben. Denn

ich kriegte in E. Ablöſung und man brachte mir zu Bett. Am andern Morgen ſagten die Kollegen, ich wäre zitterig geweſen den Abend.

Das war die Fahrt, Herr Redaktöör, eine Tour, wie ich ſie niemals nie wieder machen will.

Stiscola liegt auf dem Kirchhof in E. begraben. Wir machten ein Holzkreuz und hängten da eine Eiſenbahnmütze oben auf — ein Simbol nach unſerer Meinung, daß auch die Eiſenbahn ihre Pflicht getan.

Was ſagen Sie nu, Herr Redaktöör? Is unſere Bitte gerechtfertigt vor Ihnen? Vielleicht bringen Sie es zur allgemeinen Kenntnis. Un wir hoffen, daß dann unſerer Hoffnung entſprochen wird gemäß dem Eiſernen für Stiscola. Denn unſere Meinung iſt, daß er ſein Heldenſchickſal tapfer beſtanden hat, indem er nich und gar nich jammerte, ſondern nur winkte: ‚Weiterfahren!‘ Nich wahr, das is auch Ihre Meinung, und ſo hoffe ich, daß ich Ihnen gut berichtet habe

Hochachtungsvoll

John Brendel, Lokomotivführer.“

Die Redaktion, an die dieſer Brief gerichtet war, konnte keinen Gebrauch von ihm machen. Ich gebe ihn hier wörtlich wieder und bemerke nur, daß ſich unter den jüngſten Rittern des Eiſernen Kreuzes auch der Schreiber dieſes Briefes, der Lokomotivführer Brendel, befindet.

Digitized by Google

Nein — so ging es nicht weiter. Das sagte er selber. Seine bisherigen Feldpredigten hatten gar keinen Erfolg gehabt. Die Offiziere blieben aus, und die Soldaten schliefen stehend. Der Gesang blieb matt, und überhaupt — er sollte ein Führer sein und ein Herold, und statt dessen kam er sich vor wie ein fünftes Wagenrad.

Der junge Divisionspfarrer nahm es sehr ernst mit seinem Kriegsberuf. Er nahm es um so ernster, als er im Anfang des Krieges manche Zweifel an sich selber gehegt hatte. Sein Christentum war das Christentum des schönen und milden Geistes. Konnte er hoffen, mit diesem Christentum ein Heer von Kriegern zu begeistern?

Aber er wollte sie ja gar nicht begeistern. Sondern er hatte sich im Gegenteil vorgenommen, ihre „brutalen, kriegerischen Instinkte" zu dämpfen, nur das Gute und Edle oder das Andenken daran in den Herzen der Krieger zu pflegen, alles Schöne und Humane hinüberzuretten gewissermaßen aus „diesen Tagen der Roheit", wie er sie nannte, in die kommenden des Friedens. So faßte er seine Aufgabe auf.

Und nun war er eigentlich gescheitert. Das fühlte er. Niemand wollte etwas wissen von seinen Idealen. Ja es war noch schlimmer: er selber verzweifelte an der Richtigkeit dieser Ideale. Und sie erschienen ihm

dünn wie Spinnweben und klanglos wie Narrenschellen. Er war in der Gefahr, sich griesgrämig in sich selber zurückzuziehen — da klopfte es, und der Hauptmann trat herein.

„Guten Abend, Mann Gottes — gratulieren Sie gefälligst unsern Leuten — wir haben das englische Pack in den Fluß gebimst. Und das Ufer ist unser."

Der Feldprediger gratulierte. Aber der Hauptmann sah ihn von der Seite an.

„Sie sind unzufrieden, junger Mann? Keine guten Nachrichten von der Heimat? Oder wird auch Ihnen der Kampf hier zu lange, wie?"

„O nein" — antwortete der Pfarrer — „aber ich frage mich jetzt manchmal, was ich hier soll. Und alles antwortet mir: mein Evangelium ist hier überflüssig."

„Also gewissermaßen Berufsleidweh, mein Lieber, nicht wahr?" Und der Hauptmann setzte sich ihm gegenüber. „Na ja — ich kann's verstehn. Inter arma silent musae — heißt es ja wohl, nicht wahr? Aber Sie müssen die Flinte nicht gleich ins Korn werfen, junger Freund. Sondern Sie sollten wirklich versuchen, Ihr Christentum etwas, na — sagen wir, militärischer zu machen. Wissen Sie, als Leutnant hatten wir einen alten Divisionspfarrer — einen unvergeßlichen Menschen. Wie ein Feldwebel brüllte er am Sonntag die Soldaten an. Und alles saß stramm in der Kirche. Und dabei war er im Grunde ein

herzensguter Kerl, der ſtarb, indem er einem Kinde das Leben rettete.“

„Glauben Sie denn, Herr Hauptmann, daß das Predigen hier überhaupt Sinn und Zweck hat?“

„Aber einen ganz gewaltigen, mein Lieber, von dem Sie als Fachmann vielleicht gar keine Ahnung haben. Schon der Soldat im Frieden — er ſei religiös oder nicht — er hungert nach einer jeden geiſtigen Anregung, die er nur erlangen kann. Nun gar im Kriege. Sie glauben ja gar nicht, Mann Gottes, was Sie ſo des Sonntagmorgens in der Hand haben. Sie können durch eine Predigt tauſend erwachſene Menſchen für Tage lang entmutigen. Aber Sie können ihnen auch eine Feſtigkeit und einen Rückhalt geben — na, ſagen wir mal — wie eine Art geiſtiger Feldküche.“

Der Feldprediger ſeufzte.

Dann ſprachen ſie von der großen Schlacht und von den neuen Dum-Dumgeſchoſſen der Engländer, von Umfaſſungs- und Durchbruchsverſuchen, von Wetter und Abendeſſen.

Am nächſten Sonntag war wieder Feldgottesdienſt auf dem Marktplatz.

Das Städtchen ſah alt und düſter aus. In der Mitte des Marktes ſtand ein Denkmal — ringsum die alten Gildehäuſer mit ihren gotiſchen Faſſaden und Giebeln. Vor dem Denkmal hatte man zwei Geſchütze aufgefahren — dazwiſchen war der Altar hergerichtet — umſtellt mit Lorbeerbäumen. Der

ganze Platz war voll von Soldaten — grau — grau — grau. Aber sie hatten die Helmüberzüge abgetan, und so blitzten die Spitzen der Helme in der Vormittagssonne. Der Prediger stand etwas hoch, und die Soldaten glichen einem Wald von goldnen Spitzen.

Gerade vor dem Prediger stand ein bärtiger Landwehrmann. Durch irgend etwas fiel er auf. Er sah trotz seiner Sonntagskleidung etwas schäbig aus. Das Antlitz war bleich — der Bart wild. Die Augen lagen tief. In dem ganzen Gesicht, das nicht übermäßig intelligent war, ein Zug von Schmerz. Er stand etwas schief. Vielleicht fiel es ihm schwer, so lange zu stehen.

Der Prediger begann wie sonst — langsam, feierlich. Da fiel sein Blick auf den Soldaten. Und plötzlich ward er verlegen — so fragend, so bedürftig blickte dieser zu ihm auf. Er fühlte sich von ihm getroffen und empfand ihn wie einen Vorwurf. Und wie um sich zu verteidigen, wurde der Ton des Pfarrers mit einem Male wärmer, seine Worte und seine Bilder lebendiger. Er sprach von der bitteren und ewigen Notwendigkeit des Kampfes zwischen Baum und Baum, zwischen Tier und Tier, zwischen Mensch und Mensch.

Die Soldaten horchten auf. Das war eine neue Predigt. Sie stießen sich an. Alles blickte zu dem Prediger auf. Die Sonne spielte auf den blanken Helmen, auf dem Gold der alten Fassaden, auf dem Rohr der Kanonen. Aber der Prediger sah dies nicht. Er sah nur den Landwehrmann in der ersten Reihe.

Deſſen Augen begannen lebendig zu werden. Er hatte ſich aufgerichtet. Jedes Wort des Pfarrers ſchien ihm neues Leben zuzuführen.

„Ja — ſo war es, Kameraden — wir verachteten den Krieg. Noch als wir auszogen, da verachteten wir ihn. Aber nun, wo wir wiſſen, wie ſchwer er iſt, nun lieben wir den Krieg. Wir lieben das Hin und Her dieſer großen Wage zwiſchen Leben und Tod. Wir lieben den Abendſtern, der uns den Tag, wir lieben den Morgenſtern, der uns die Nacht noch lebend ſehen ließ. Wir lieben das harte Brot und danken Gott für klares Waſſer. Wir bewundern die Kraft, auch die rohe Kraft, und eine geſunde Fauſt erfreut uns mehr als das ſchönſte Gedicht. Der Herr ſegne unſere Leiber, daß ſie nimmer müde werden.“

Der Prediger redete ſich immer tiefer hinein. Er ſpürte ungekannte Mächte kommen — tief aus ſeinem Innern — oder aus den Geſichtern der Soldaten — oder aus den alten Denkmälern des Platzes ringsum. Denn alles ward plötzlich lebendig. Die engen Gaſſen, die hier mündeten, füllten ſich mit Kriegsknechten. Die Glocke in der Tuchhalle läutete Sturm. Und die Waffen klirrten. Er ſah das Meer der goldnen Spitzen hinfluten bis ans Ende der Welt. Und ſeine Rede wurde immer heftiger.

„Habt auch keinen Schrecken vor euch ſelber, wenn ihr die Feinde zu Dutzenden erſchlagt. Sondern denkt, daß ſie es mit euch ſelber nicht anders machen, ſobald ſie können. Und habt keine Angſt vor Gott. Denn

dieſer Todesdienſt iſt heilig. Heilig iſt auch der Haß, der eure Seelen feurig macht. Laßt dieſen Haß nicht erlöſchen in euch. Denn nur mit dieſem Haſſe könnt ihr ſiegen...

Sollte aber einen von euch der Gedanke durchhuſchen: Was tat mir dieſer fremde Menſch, daß ich ihn töte? — zurück mit dieſem faulen Gedanken! Auch eure Brüder und Väter erſchlagen euch heute, ſobald ſie drüben aus dem Graben ſpringen. Schlagt ſie tot — ſonſt ſchlagen ſie euch! Und wenn nicht anders — ſo tut es mit abgewandtem Geſicht.

Das Evangelium des Friedens lautet: Glaube, Liebe, Hoffnung. Im Kriege aber lautet es: Mut, Kraft und Haß.

Und der Herr ſchenke uns Haß, daß wir wollen, Mut, daß wir können, und Kraft, daß wir ſchlagen."

In dieſem Augenblick bildeten die tauſend Soldaten ein Auge, einen Leib, ein Hirn, ein Herz. Der Landwehrmann ſtand wie aus Stein gemeißelt. Und als der Prediger geendet hatte, ging es wie ein Seufzer durch die Reihen der Krieger. Aber der Choral, der nun folgte, ſtürmte wie ein Angriff gen Himmel.

Am Nachmittage traf der Pfarrer den Hauptmann.

„Ich gratuliere Ihnen, Mann Gottes — das war berauſchend. Das war wie Tau auf unſere armen Seelen."

Der Prediger winkte ab.

„Nein, nein, Herr Hauptmann. Es war vielmehr Wahnſinn. Ich fühlte es ſofort, nachdem ich geendet

hatte. Sagen Sie mir — glauben Sie, daß Gott uns das verzeihen wird, wenn der Krieg zu Ende ist?"

„Er wird es uns verzeihen. Denn Gott ist immer mit den Ordentlichen. Darum müssen wir siegen. Wenn wir aber siegen wollen, dann brauchen wir schöne Kanonen und einen schönen Haß. Lassen Sie die Pastoren zu Hause schwätzen — die mit und die ohne Talar. Haben Sie schon einmal gehört, daß man im Sturmangriff einen Menschen mit der sogenannten Humanität totschlägt?"

Fernande

Es war bei Gelegenheit eines belgiſchen Ausfalls aus Antwerpen. In Brüſſel zitterten die Fenſterſcheiben vom Donner der Kanonen. Auf den Geſichtern der Brüſſeler paarte ſich Hoffnung mit Schrecken. Einige von ihnen warteten mit Blumenſträußen in der Hand auf der Landſtraße von Scherrebeck und wollten die belgiſchen und engliſchen Befreier begrüßen.

Ich ſprach mit einem deutſchen Soldaten in Brüſſel auf der Elektriſchen. Wir ſtanden hinten. Es war nach dem Untergang eines engliſchen Kreuzers, und er fragte mich, wie lang wohl ein Torpedo ſei.

Der Soldat ſtieg an der Rue de la Loi aus, wo früher die Miniſterien waren. Jetzt gab es dort die Bureaus der deutſchen Militär- und Zivilverwaltung — mit ſtrammen Poſten und wallenden ſchwarz-weiß-roten Fahnen. Ich fuhr weiter bis zum Schloß. Als ich ausſtieg, folgte mir eine junge Dame. Ich hatte ſie ſchon auf der Bahn bemerkt, aber nicht angeſehn. Wie ich über die Place Royale gehe und in die Anlagen neben der Univerſität einbiege, kommt ſie an meine Seite.

„Monſieur —“

Sie ſagte dies eine Wort und nicht mehr. Dann ging ſie mit geſenktem Kopf neben mir her. In der erſten Minute war ich ſprachlos und ſah nur ab und

zu auf sie herab. Sie war ganz schwarz gekleidet. Auch ihr Haar war schwarz. Sie war elegant — aber nicht wie die Boulevard-Mädchen. Sie machte zunächst einen bürgerlichen Eindruck, und ich wußte absolut nicht, wohin mit ihr.

„Monsieur —"

Sie nahm einen zweiten Anlauf. Ihre Stimme versuchte energisch zu klingen. Sie nestelte gleichzeitig mit der rechten Hand an einem Knopf ihres Jacketts. Die Sache ward nun peinlich. Ich wollte gerade eine Entschuldigung stammeln und sie fragen, womit ich ihr helfen könne, aber da sprudelte es plötzlich aus ihr hervor.

„Monsieur" — in einem Französisch ohne die geringste vlämische Störung — „Monsieur — ich liebe den Feldwebel François — er sagt, ich soll zu seiner Mutter reisen nach Metz — aber seit drei Tagen habe ich François verloren — niemand weiß, wo er ist — und ich liebe ihn — und ich bin unglücklich, seitdem ich ihn liebe — Jeannette sagt, daß François schlecht sei — aber er ist gut — so gut wie keiner — und ich will zu ihm oder zu seiner Mutter — Monsieur — ich sah vorhin auf der Tram, daß Sie ein Deutscher sind — Monsieur — können Sie mir helfen und sagen, wo François ist — und wenn er schon fort ist — bitte — wo ist François — und vielleicht — Monsieur — vielleicht können Sie mir einen Passierschein besorgen nach Metz?"

Mit diesen Worten blieb sie stehen, und ließ ihre

dunklen Augen in den meinen betteln. Zugleich faßte ſie meine rechte Hand.

Wir ſetzten uns auf eine Bank, und als ich Fernande ein wenig beruhigt hatte, begann ſie ihre kleine Geſchichte mit François zu erzählen — ſo rührend und offen in ihrer Vertrauensſeligkeit, daß ich bald ganz vergaß, wer ſie und ich und wo wir beide waren.

„François kam jeden Abend nach dem Appell bei uns vorbei. Ich habe ihn niemals zuerſt gegrüßt, ſondern immer war er es. Und dann blieb er eines Abends ſtehen und redete mit uns. Zuerſt mit Jeannette und dann mit mir — der gute Junge — er ſpricht ſo gut — und immer lacht er. Einmal kam er nicht. Da ward ich traurig und begann zu fürchten. Aber am nächſten Tage war er wieder da. Und da ließen wir ihn ein..."

Fernandes Augen füllten ſich mit Tränen.

„Zehn Tage kam er jeden Abend. Und dann mit einem Male war er fort. Seit drei Tagen ſehe ich nichts von ihm, höre ich nichts. Wo iſt er? Iſt er in der Schlacht? Iſt es wahr, daß die Belgier morgen kommen? Sagen Sie mir die Wahrheit — vielleicht hat ihn jemand erſchoſſen? — ach, ich Unglückliche!"

Dabei weinte ſie leiſe vor ſich hin.

Es war eine ſchwierige Lage für mich. Was ſollte ich tun? Mich mit Ausreden von ihr befreien? Dazu war ihr Vertrauen zu groß. Auch war ſie immerhin zu ſchön dazu. In meiner Verzweiflung beſchloß ich, ſie an ihrer belgiſchen Ehre zu packen.

„Wenn ihn jemand erſchoß, Fernande, dann war es einer von euren Soldaten. Und der es tat, der tat es für euer Land und ſeine Landsleute, der tat es auch für dich. Alſo wenn du trauerſt, Fernande, dann darf es nur mit einem Auge ſein. Und überhaupt, wer ſagt denn, daß er tot iſt? Vielleicht ſitzt er ganz ruhig in Löwen oder Mons oder wer weiß wo?“

„Nein, nein, das iſt nicht wahr. Er iſt ganz plötzlich fortgegangen. Und er iſt hingegangen, wo es Gefahr für ihn gab. Mein Herz ſagt es mir. Das iſt ſicher. Aber wenn er tot iſt, dann ſterbe ich. Ich ſterbe vor Heimweh nach ihm. Und es iſt mir ganz gleich, ob er ein Deutſcher iſt. Wie? Führen die Männer den Krieg oder die Frauen? Soll ich François haſſen, weil er auch Deutſch ſprechen kann? Niemals. Was geht uns Frauen dieſer ſchreckliche Krieg der Männer an? Sagen Sie es mir! Gar nichts! Mögen ſich die Männer ſchlagen! Ich werde François immer lieben.“

Vom Rathaus ſchlug es ſieben Uhr. Ich mußte ins Hotel. Ich ließ mir von Fernande den Feldwebel beſchreiben, ſein Geſicht, ſeine Uniform und die Gegend ſeines Quartiers. Dann verſprach ich ihr, am nächſten Abend in die Taverne Royale zu kommen. Sie ſchien beruhigt und froh und verſchwand in dem Straßengewirr von Sainte Gudule.

Abends ſchlenderten wir alle durch die vollen Straßen. Es war einer jener erſten unheimlichen Brüſſeler Abende. Nichts paſſierte. Alles ſchien friedlich. Die

Menſchen ſprachen nicht einmal laut. Sie murmelten leiſe. Nur ab und zu hörte man von fern ein dumpfes Grollen. Sonſt alles ſtill. Und doch war hier Krieg — bitterſter Krieg — ein Krieg der Augen und der Geſinnung — ein Haß, eine Verachtung, eine Wut — ſchlimmer als in offener Schlacht — weil heimlich, dumpf und ohne Löſung.

Ich gab mein Abenteuer mit Fernande zum beſten. Einige ſchalten und ſagten, das Volk der Belgier habe kein Nationalbewußtſein. Ein anderer meinte, Fernande habe recht. Es wäre ein wahrhaftes Glück, daß die Frauen hierzulande nicht ſo national und ſpröde ſeien wie unſere deutſchen Mädchen und Frauen daheim. Übrigens ſtehe ſeiner Meinung nach wie alles wahrhaft Schöne ſo auch das Weib jenſeits der nationalen Schranken. Der Maler endlich hielt Fernande für ein raffiniertes Brüſſeler Boulevard-Kätzchen. Das Ganze habe ſie erfunden, um mich zu kapern.

Am nächſten Morgen machte ich mich auf die Suche nach François. Sein Regiment war wirklich ausgerückt und hatte an den Ausfallskämpfen der letzten Tage teilgenommen. Die Sache begann mich zu intereſſieren. Ich fuhr in das Kriegslazarett I im Palais des Academies. Die Verwundeten der letzten Tage lagen im Hoſpital St. Jean. Ich fuhr ins Hoſpital St. Jean. Ich fand niemanden. Ich ging am Nachmittage wieder hin. Da traf ich einen Leutnant ſeines Regiments mit leichtem Armſchuß. Von ihm hörte ich, wer François war. Ein junger Oberlehrer aus

Lothringen, tüchtig und beliebt, ein guter Kamerad nach oben und unten. Aber die Hauptsache: François war tot. Gewiß und ohne Zweifel. François hatte einen Schuß ins Herz bekommen. Der Leutnant selber hatte ihn forttragen sehen.

Ich ging erschüttert in den Botanischen Garten und setzte mich auf eine Bank. Eine Drossel flötete. Gewiß: ich kannte François nicht. Vielleicht wäre er mir gar nicht sympathisch gewesen, wenn ich ihn gesehen hätte. Er war vielleicht ein kleines leichtsinniges Huhn.

Ich kannte auch Fernande nicht, vielleicht war sie wirklich eine alltägliche kleine Boulevardkatze. Und doch — und doch —

„Monsieur —"

Es rief in meinem Rücken — klagend, bittend. Ich fuhr zusammen. Ich sah mich nicht um. Ich fürchtete mich, ich schämte mich. Denn ich wußte genau: das ist Fernande.

„Monsieur —"

Und da stand sie schon vor mir — genau wie gestern — nein, jünger, reizender — aber ihre Augen waren verweint, und sie hatte ein paar deutsche Zeitungen in der Hand, mit denen sie nichts anzufangen wußte.

Ich lud sie ein zu sitzen. Aber sie wollte spazieren gehen — sie war noch nervöser und unruhiger als gestern.

„Wo ist François? Sagen Sie mir, haben Sie

ihn gesehen? O, Ihr Gesicht ist traurig! Sie haben nichts von ihm gehört?"

Und sie nestelte am Knopf ihrer Jacke wie am Abend zuvor.

„François ist tot."

Diese Worte entglitten mir, ohne daß ich sie sagen wollte. Als ich sie ausgesprochen hatte, fuhr ich zusammen. Ich dachte, es müßte irgend etwas Furchtbares passieren. Aber sie weinte nur leise vor sich hin. Fast stumm. Ich hörte unsere Schritte im Kies des Gartens knirschen. Ein Gärtner sah von der Arbeit auf und blickte mich vorwurfsvoll an.

„Ich wußte es — o — ich wußte es."

Sie sagte es, ohne mich anzusehen. Ich sann fiebernd, wie ich es ihr leichter machen könnte. Schließlich begann ich:

„Er ist tot, Fernande — gewiß — aber er starb wie ein Held. Er kämpfte allen voran. Sein Hauptmann sagt mir, daß nur ihm der Sieg zu verdanken sei."

Aber Fernande schüttelte den Kopf.

„Ich wollte nicht, daß François tapfer sei, sondern daß er wiederkäme. Es ist ja so gleichgültig, ob François tapfer war. Ach, daß er wiederkäme!"

Sie sagte es so echt, so kindlich-selbstverständlich, daß ich im Augenblick nichts gegen sie reden oder tun konnte.

Dann wanderten wir eine lange Strecke schweigend. Ich versuchte, Fernandes Gedanken abzulenken, indem

ich von ihrer Schönheit ſprach. Das gelang mir auch. Aber als ich ſchließlich Anſtalten machte zu gehen, begann ſie wieder zu weinen.

„Sie wollen gehen, Monſieur. Ich ſehe es. Ich darf Sie nicht bitten, noch länger zu bleiben. Ich tue es auch nicht. Nein. Aber denken Sie nur: was ſoll ich tun? Ich darf es niemandem erzählen. Man würde mit Fingern auf mich zeigen. Ich glaube, man ſchlüge mich tot.“

In dieſem Augenblick kam eine Kompagnie Soldaten vorbeimarſchiert. Die Leute ſangen. Fernande trocknete ihre Tränen. Wir waren tief in die Altſtadt hineingekommen. Ich mußte Abſchied nehmen.

Fernande drückte mir die Hand. Dann wollte ſie mir noch etwas ſagen. Aber es kam nur das eine Wort heraus: „Monſieur.“ Sie konnte vor Weinen nicht reden. Dann wandte ſie ſich langſam ab und verſchwand — wie am Abend vorher — in dem Straßengewirr von Sainte Gudule.

Hein Kröger und die Engländer

Hein Kröger hatte über den Krieg gegen England seine beſonderen Gedanken.

Er war jetzt dreizehn Jahre zur See gefahren. Zuerſt mit einem Hamburger Salpetervollſchiff nach Iquique. Dann auf einem engliſchen Trampdampfer rund um die Welt. Zuletzt war er Quartermeiſter bei Woermann geweſen. Ein wenig ſchwerfällig, aber tüchtig, verträglich und voll Humor, ein echter Hamburger Junge — das war er. Und verheiratet dazu — mit Milli Mahlſtedt vom Röhrendamm. Und er hatte zwei runde Kinder. So traf ihn der Krieg, als er gerade 48 Stunden zu Hauſe war. Am zweiten Mobilmachungstage reiſte er nach Kuxhaven ab. Er hatte bei der Küſtenartillerie gedient. Seine Kollegen ſagten, wegen Plattfuß.

Er ſchrie nicht hurra, als der Krieg ausbrach. Er hatte mit Milli, die eine kleine Feinplätterei betrieb, im letzten Jahre zum erſten Male etwas erübrigt. Nun kam dieſe Kriegsorder dazwiſchen. Und alles Geld flog in alle Winde. Nein, warum ſollte er hurra ſchreien? Er war überhaupt kein Patriot im Straßenſinne. Er las ſeine ſozialdemokratiſche Zeitung und war ein eifriges Mitglied des Seemannsverbandes. Wenn die Rede auf Krieg kam, ſo bekannte ſich Hein Kröger immer als Gegner aller Kriege und als Freund aller Völker.

Nur mit England wurde ihm die Freundſchaft ſchwer. Aber Deutſchland und England?

„Nee, nee" — ſagte er — „dat is unmöglich, dat wi mit den Engelsmann Krieg feurt. Darbi geit hei ja ſülms half twei. Un wi? Keen Schip in de Elw — keen Schip in de Nordſee — keen Schip in'n Kanahl? Wi ſchulln wi dat wull utholn?"

Hein Kröger kannte weder den britiſchen Auslandsminiſter noch den Erſten Lord der britiſchen Admiralität perſönlich. Er kannte nur die engliſchen Matroſen. Aber das genügte ihm, um zu wiſſen, was jeder Seemann weiß: Dieſes Volk iſt hochmütig und eingebildet vom reichſten Landlord hinunter bis zum ärmſten Schiffsjungen.

Wie jeder Seemann hatte auch Hein Kröger in der Jugend ſeine Prügeleien mit den Engländern gehabt. Aber richtig kennen gelernt hatte er ſie erſt auf dem Trampſchiff, wo ein Norweger außer ihm der einzige Fremde war. Natürlich gab es Unterſchiede, und richtige Maulhelden gab es unter den Engländern nicht mehr als anderswo auch. Aber der Hochmut dieſer Leute lag tiefer als in ihren Worten, und ſelbſt die Beſten von ihnen ließen immer noch eine weite Kluft zwiſchen ſich und jedem Fremden. Hein Kröger ſagte zu dem Norweger, der mit ihm die Back reinigte:

„Eh daß dies ſtolze Pack nicht einmal ordentlich was auf den Kopf kriegt, eh gibt das keine echte Brüderſchaft nicht auf der Welt."

Aber nun war der Krieg da, der Krieg mit Eng-

land. Und Hein Kröger lag in der Kaserne an der Elbmündung und wartete. Sie warteten auf den Engländer. Aber der Engländer zeigte sich nicht. Zuerst lachten sie und sagten: „Seht ihr's?" Aber dann wurden sie ungeduldig und langweilten sich. Plötzlich hieß es: „Wir kommen nach Antwerpen." Und drei Tage später rollte wirklich Zug um Zug durch die Lüneburger Heide nach Westen.

Natürlich träumten sie von schweren Küstenbatterien, mit denen sie englische Schiffe bombardierten. Viele von ihnen und auch Hein Kröger kannten Antwerpen und freuten sich, die Stadt so wiederzusehen: nicht als Matrosen oder Heizer mit spärlichem Urlaub sich in den kleinen Hafenkneipen herumdrückend, sondern als Sieger über die Boulevards marschierend. Ja, so sollte es werden.

Aber zuerst kam es ganz anders. Als sie in Belgien eintrafen, hatte die wahrhafte Belagerung Antwerpens noch gar nicht begonnen. Gerade als sie Brüssel verließen, stieß das belgische Heer aus Antwerpen noch einmal weit nach Westen vor. Raus aus den Wagen — in Linien ausgeschwärmt — Gräben gebuddelt — und tagelang im Feuer der Schrapnells die Stellung gehalten — das war der Anfang. Und so ging es weiter. Die Leute murrten zwar nicht. Aber der ungewohnte Dienst mit seinen angestrengten Märschen ward ihnen sauer — diesen meist etwas schweren und schwerfälligen Gestalten von der Küstenartillerie. Und so wurden die Nahgefechte von ihnen mit einer

wilden Bitterkeit geführt. Mancher junge Belgier, der seine schmucke Uniform nur wie zum Spiel angezogen hatte, fiel unter den Kolbenschlägen unserer Blaujacken, wie junges Gras unter der schweren Sense eines Mähers fällt.

Dann kam die Belagerung. Auch sie war ganz anders, als Hein Kröger sie sich gedacht hatte. Gewiß — die Kanonen machten hier die Hauptsache. Aber damit die Kanonen in die richtige Stellung, in die richtige Nähe kamen, dazu war wieder der Kampf aus den Gräben notwendig und der Sturmangriff mit dem Bajonett. Und wieder lagen unsere Matrosen und Artilleristen tagelang und nächtelang in Dreck und Feuer, warteten und schimpften, bauten Pontons und neue Gräben, griffen an und warfen sich nieder, buddelten sich ein und stürmten wieder heraus — bis endlich ihre weiße Marineflagge über Waelhem und Breendonck wehte.

Hein Kröger kämpfte auf dem linken Flügel vor Breendonck mit. Von seiner Kompagnie fuhren über die Hälfte der Leute zur See. Sie litten keinen Mangel. Aber je anstrengender die Märsche und je heftiger die Gefechte waren, desto erbitterter wurde bei ihnen allen die Wut gegen den Gegner. Und diese Wut ging mit jedem Tage mehr gegen die Engländer. Obschon sie noch keinen gesehen hatten — überall witterten sie welche. Und überall in den Gräben, wenn sie nicht von der Heimat redeten, dann waren die Engländer der Stoff ihrer Unterhaltungen. Sie waren die Urheber,

der Rückhalt, die Verlängerung dieſes Krieges — ihre Vernichtung war ſein einziges Ziel, nach dem ſie alle dürſteten. Es gab keinen, der anderer Meinung geweſen wäre — am wenigſten Hein Kröger.

Fort Breendonck war genommen. In Willebroeck war gutes Quartier bezogen. Plötzlich eines Abends hieß es: „Antwerpen gefallen. — Engliſch-belgiſche Beſatzung flieht nach Weſten. — Ausmarſchiert ſofort und greift den Feind in Flanke an!“

Ein Jubelſchrei ging durch die Kompagnien. Alles war ihnen jetzt gleichgültig — das gute Quartier, die Freude auf die nahe Großſtadt, die Hoffnung, endlich ans Meer zu kommen. Alles trat zurück hinter dem einen Gedanken, der alles in ihnen gefangen nahm: „Ran — endlich ran — ran an die Engländer!“

Sie marſchierten mit Rübezahlſchritten die Nacht hindurch. Als ſie die Grenze von Flandern erreichten, ſtand ein alter belgiſcher Chauſſeewärter an der Straße und ſah ſie. Er ſah ſie mit ihren blauen Bluſen, mit den wehenden Mützenbändern, das Gewehr geſchultert, das Entermeſſer am Gürtel. Der Alte bekreuzigte ſich und ging in ſein Haus. Gegen Mittag waren ſie an der Schelde.

Radfahrpatrouillen kamen angeflitzt und ſauſten wieder weg. Hein Krögers Kompagnie lag in einem Feld von hohen Maisbüſchen. Ganz weit hörte man Kanonendonner. War die Bande etwa ſchon hinüber? Wenn ſie hinüber war, dann war alles umſonſt: der

Gewaltmarsch, das zitternde Warten, die ganze Einnahme von Antwerpen.

Aber nein — da kamen wieder Radfahrer — und plötzlich ward alles lebendig — Befehle hallten hin und her — alles sprang auf: „Sechs Kilometer weit von hier wird schon gekämpft, und die Engländer drohen zu entwischen, und es ist höchste Zeit, daß Hilfe kommt."

Und wieder ging ein Schrei durch alle Reihen — ein Schrei der Wut und der Freude. Jetzt war kein Mann, dem sich nicht alle Sinne, Nerven, Muskeln freudig spannten. Ein jeder reckte sich und wiegte sich — der eine lachte, der andere murmelte, der dritte schwieg, der vierte sang. Aber alle bebten von einem Gedanken, in einem Gefühl, aus einem Wollen heraus: England.

Und sie marschierten, nein sie flogen über die Chaussee. Alle diese Matrosen und Zimmerleute, Heizer und Nieter, Schlosser und Dreher — das waren keine Kompagnien, keine Kasernisten, keine Untergebenen mehr — da war kein Kaiser, keine Fahne, kein Militarismus mehr — das war eine geschlossene, blaue, flatternde Menschenmasse — und es sang aus ihren schweren Tritten, und es stöhnte aus ihrem Atem: England.

Über Mairübenfelder und durch Baumschulen ging es, an Teichen vorbei — man hörte Gewehrfeuer — über eine Chaussee in den Wald — und dann durch Wald und Wald — das Knattern kam näher — und

plötzlich war der Wald zu Ende — Helligkeit und eine breite Wiese — da —

Ein einziges Kommando ertönte, und die ganze blaue Masse stürzte sich zu Boden.

Da lagen sie — vom Feinde völlig unbemerkt — und Hein Kröger konnte in Ruhe das Ganze übersehen. Die Engländer waren im Abzug. Boote und Pontons lagen in der Schelde. Mitten im Übergang mußten sie gewesen sein, da war unsere Infanterie von oben herangestürzt, hatte oben das Dorf besetzt und feuerte nun in sie hinein. Die Engländer lagen in Deckung hinter einem Bahndamm, der sich unten am Flusse hinzog. Sie feuerten kräftig wieder und schienen bei ihrer Übermacht ihrer Sache so sicher, daß sie trotz des Feuers aus dem Dorfe den Übergang weiter zu betreiben suchten. Ein paar ihrer Boote waren beschossen und trieben kieloben am Ufer. Artillerie war nirgends zu sehen. Das einzige war hier ein Sturmangriff — das übersah Hein Kröger sofort. Und da die Infanterie allein zu schwach hierfür gewesen, so sollte das also die Aufgabe der Blaujacken werden. Sie lagen den Engländern in der halben Flanke. Sie waren durch den Wald gedeckt, und ihre Stellung konnte nicht günstiger sein. Ein jeder wußte es. Ein jeder schüttelte sich. Ein jeder lag jetzt atemlos.

Das Gewehrfeuer hatte aufgehört. Im Dorfe sah man nichts. Aber alles blickte starr in der Richtung des Dorfes. Plötzlich schrie es dort „hurra". Und unter erschütterndem Gebrüll stürzte sich eine lange,

lose, graue Masse aus dem Dorf hervor — über die Wiese hin — gegen den Bahndamm. Die Herzen der Blaujacken stampften gegen die Erde, als sie sahen, wie einige der Grauen sich im Laufe überschlugen gleich Hasen. Aber das war nur eine kleine Sekunde. Dann erscholl ein Kommando. Hein Kröger schnellte empor. Und von diesem Augenblick an sah und hörte er nichts mehr. Nur ein Brüllen und Stampfen, ein Pfeifen und Trampeln um sich her — und dann begann es.

Kein Schuß fiel mehr — nur die Atemzüge rasselten — mit Kolben, Messer, Bajonett schlugen und stießen sie. Ab und zu ein Schrei. Manchmal wurden die Knäuel zu dicht — dann warfen sie die Waffen weg und rangen. Zwei riesenstarke Männer würgten sich. Ein kleiner Seeleutnant sank unter dem Faustschlag eines Engländers wie ein Wäschestück zusammen. Hein Kröger sah es und stieß dem Tommy sein Gewehr in den Bauch. Ein anderer sprang zu und hieb ihm seine Schulter mit dem Kolben wund. Hein Kröger brüllte auf und wollte ausholen — da sank der Tommy schon von hinten getroffen um. Die Spitze eines Bajonettes starrte ihm aus der Brust.

Nach einer Viertelstunde war der Kampf entschieden. Die Engländer hatten gekämpft wie Helden — aber keiner entkam. Sie waren noch immer in der Übermacht, aber sie waren durchgehends jünger als die Deutschen. Von diesen lag über die Hälfte tot oder verwundet auf den Wiesen. Im letzten Augenblick hatten die Tommys versucht zu fliehen. Aber

dann hatten die Deutſchen ihre Gewehre wieder umgedreht und hatten ſie abgeſchoſſen wie flüchtiges Wild.

Die Verwundeten lagen nach dieſem Kampfe von Mann zu Mann dichter zuſammen als ſonſt nach einer Schlacht. Da beide Abteilungen, ſowohl die Infanterie wie die Marinetruppen, ihren Diviſionen weit vorausgeeilt waren, verſtrich bis zum Erſcheinen der Sanitätskolonnen geraume Zeit. Unter den Verwundeten lag Hein Kröger. Außer dem Kolbenſchlag gegen die rechte Schulter hatte er einen Bajonettſtich durch den linken Schenkel bekommen. So lag er und konnte ſich kaum rühren.

Er lag an einem Graben, der zwiſchen zwei Wieſen lief. Neben ihm lag ein Engländer. Der war etwas jünger als Hein Kröger — ein blonder, ſauberer Kerl, bartlos und mit ſtahlblauen Augen. Er ſtöhnte.

Der Deutſche drehte ſeinen Kopf — die Schulter ſchmerzte — und wollte ſehen, wer es war. Als er den Tommy bemerkte, regte ſich der Haß in ihm, und er wandte ſich wieder zurück.

Er lag nun eine Zeitlang auf dem Rücken und ſah in die Wolken. Noch haſteten tauſend Bilder durch ſein Gehirn, und ſeine Pulſe flogen. Aber allmählich — indem er ohne Bewegung lag — beruhigte er ſich. Eine Mattigkeit und Schwäche, die er ſelber als Freude und Friede empfand, überkam ihn. Indem ſeine Augen am Firmament von einer Wolke zur andern ſtreiften, wurde ſein Inneres weit und rein. Und als er ſo den Engländer wieder ſtöhnen hörte,

richtete er sich auf und sah hinüber. Der Tommy zitterte.

„Wat is di?“ fragte ihn Hein Kröger.

Es lag noch ein wenig Groll und ein wenig Barschheit in dem Ton. Aber des Engländers Augen leuchteten dankbar, und er wies auf seinen Fuß.

Kröger sah, daß das Schienbein voll Blut war. Er sah auch am Kopfe des Tommys Blut. Und plötzlich empfand er eine Art brüderlichen Gefühles zu diesem fremden Manne, der vielleicht sein bitterster Feind, aber auf jeden Fall doch jünger war als er selber. Er wollte sich aufrichten und ihm etwas unter das Bein schieben — aber er merkte bei dem Versuch, wie schwach er selber war. Nur umdrehen konnte er sich mit größter Mühe. Er lag dem Engländer nun Auge in Auge gegenüber, und sie unterhielten sich.

Der Tommy war auch Seemann gewesen. Das heißt, vor ein paar Jahren hatte er es aufgegeben und sich anwerben lassen. Natürlich hatte er damals nicht an Krieg gedacht. Keiner von ihnen allen hatte an Krieg gedacht — wie er erzählte —, sondern nur an das anständige Leben, den auskömmlichen Lohn und die sorgenfreie Zukunft. Da der Tommy auf See gewesen war, konnte er sich ganz gut mit Hein Kröger verständigen. Dieser redete in jenem schlechten Englisch-Deutsch, das vor dem Kriege bei der Mannschaft vieler unserer Schiffe gebräuchlich war.

Zuerst setzte Hein Kröger ihm wieder heftig zu. Er

wollte es eigentlich nicht. Aber ſobald der Engländer begann, ſein Land zu verteidigen, fühlte er ſich gereizt. Er ſchalt die Engländer hochmütig, hinterliſtig und neidiſch. Sie ſeien von ihrer Regierung betrogen und kämpften für Geld.

Hier widerſprach der Tommy. Ob denn nicht auch die Deutſchen Geld bekämen für ihre Dienſte?

Hein Kröger fuhr ihn an. Jawohl, weil ohne Geld heute überhaupt nichts möglich ſei. Und dann verſuchte er ihm zu erklären, was allgemeine Wehrpflicht ſei.

Aber der Tommy verſtand ihn nicht. Er verſtand nur, daß die reichen Leute doch ſelbſtverſtändlich das Dienen nicht nötig hätten. Denn wozu wären ſie ſonſt reich?

„England mut down — darbi is nix to maken. Ji ſünd to grootſnutig" — meinte Hein Kröger. Aber indem er es ſagte, wollte er ſich aufrichten — und da begann ſein Schenkel zu ſchmerzen, daß er nichts weiter redete.

Nun lagen ſie eine Weile ſtill. Der Wind ſtrich über die Wieſe und ſang in den grauen Herbſtgräſern. Was hatte es für Zweck, über den Krieg zu ſtreiten, wenn es ihnen beiden ſo weh tat?

Der Deutſche verſuchte zu ſchlafen. Aber indem er nicht mehr redete, wurde er auch nicht mehr abgelenkt. Sondern er hörte nun deutlich und von allen Seiten die Klagen der verwundeten Männer, das Stöhnen und Brüllen, das leiſe Weinen... Und nur, um die-

ſem Jammer zu entfliehen, begann Hein Kröger wieder krampfhaft zu reden.

Sie ſprachen nun von Seefahrten. Der Engländer war Storekeeper auf einem Rennieſchiff geweſen. Sie kannten beide Kapſtadt und Boſton, aber auch Neapel und Melbourne. Und ſie ſprachen von dieſen Städten, von ihren Hafenkneipen, ihren Hafenſtraßen, von all dem, was alle Seeleute in allen Hafenſtädten gleichermaßen kennen. Manchmal waren ſie ſich uneinig. Dann hatte der eine von Sidney geredet, und der andere meinte Montevideo. Sie ſprachen auch von ihren Frauen. Der Tommy war verlobt und wollte jetzt heiraten, gerade jetzt im Herbſt, wo er frei gekommen wäre. Und jetzt dieſes Unglück! Ja, es war ein Unglück — meinte Hein Kröger — auch für ihn. Denn was wollte Milli Mahlſtedt machen, wenn er nicht wieder geſund würde?

Und indem ſo dieſe beiden wildfremden Menſchen auf der kalten belgiſchen Herbſtwieſe von ihrer Arbeit und von ihren kleinen Lebensfahrten redeten, verflog für einen Augenblick das gewaltige Völkerſchickſal, das ſie hier zuſammen- und gegeneinandergeworfen hatte. Und für einen Augenblick ließ Hein Kröger ſein Auge freundlich und wohlgefällig auf dem feindlichen Tommy ruhen.

Dann kam die Ambulanz. Und ſie wurden weggetragen. Zuerſt die Schwerverwundeten, zu denen man auch den Engländer rechnete. Aber er wollte nicht. Er bat, zuerſt den Deutſchen wegzuſchaffen. Und ſo

geſchah es. Beide wurden nacheinander weggefahren und erhielten faſt gleichzeitig ihren Verband. Und zwei Tage ſpäter lagen ſie beide nebeneinander — wie ſie gebeten hatten — in dem großen Marine-lazarett zwiſchen Mecheln und Vilvoorde.

Wenn ſie allein redeten, dann ſprachen ſie nur von ihren Fahrten und tauſchten Erinnerungen aus — an dieſe Stadt und an jenen Kanal. Nur wenn ſie auf die „Manowars*)" zu ſprechen kamen, dann wurde Hein Kröger nachdenklich und begann zu brummeln. Allmählich beſſerte ſich ihr Befinden. Auch die übrigen im Saale wurden lebendig.

Wenn der Arzt weg war, dann debattierte der ganze Saal. Alle, die noch vor ein paar Wochen draußen auf jener kalten Wieſe gelegen und geſtöhnt hatten, erhitzten ſich jetzt in neuen Plänen gegen das falſche Inſelreich. Die anweſenden Tommys hatten es nicht leicht — zumal ſie ſehr langſam und ſchwer das Deutſche lernten. Es herrſchte eine merkwürdige Stimmung. Aller perſönliche Groll war verſchwunden — und doch brannte ein jeder, den Kampf wieder aufzunehmen. Dieſe Leute, die hier jetzt friedlich nebeneinander lagen, ſie würden am nächſten Tage, ſobald das Sturmſignal ertönte, genau ſo grimmig und genau ſo blutig aufeinander losgeſchlagen haben wie ein paar Wochen zuvor. Und niemand hätte es von ihnen ſeltſam oder ſinnlos gefunden. So war der Krieg.

---

*) Kriegsſchiffe

Dann eines Tages kamen die Engländer fort. Sie ſollten nach Brüſſel. Hein Kröger hatte ſeinen Nachbar mit jedem Tage lieber gewonnen. Zum Abſchied gab er ihm kräftig die Hand — wenn es auch nur die linke ſein konnte.

„Ick meen — wi twee hefft Freeden ſlaaten — wat, Engelsmann? Farewell, miin Jung — wenn du naa Germany koomſt, denn gröötuns Lüüd — un ſegg, wi ſünd bleſſiert — abers wi käämn noch lang nich naa Huus — ſo lang nich as bit England down is. Heurſt du? Un nu Farewell!“

Und der Engländer lächelte von ſeiner Bahre her und rief: „Good-bye.“ — „Good-bye“ riefen auch die übrigen Tommys und die Deutſchen aus den andern Betten. Und dann wurden ſie hinausgetragen.

Nachdem ſie draußen waren, bemächtigte ſich der deutſchen Soldaten eine weiche Stimmung, und viele lobten die Engländer, und auch diejenigen, die etwas gegen ſie ſagten, taten es mit jener grenzenloſen Hochachtung, mit der vor 1914 jeder Engländer von aller Welt betrachtet wurde.

Aber einer von ihnen, ein älterer Seewehrmann, ſagte:

„Jungs, wat ſchall dat? De Tommys hier weern goode Kierls — dat glöw ick. Un dat giwt noch mehr goode Kierls, wat ook Engelslüüd ſind. Dat weet ick. Un ick weet ook, dat wi goode Kierls ſünd. Abers wat ſchall dat? Se ſlaat uns dood — ob good, ob nich good. Wat hett de ganze Schiit mit Good un Slecht

to dohn? Nix — gar nix. Laat diſſe Tommys loopen — ſe ſünd bleſſiert. Abers for jeeden will ick dree annere koold maaken — God ſchall mi wahrn."

Alle nickten mit den Köpfen.

„He het recht" — ſagte der eine.

„Dat hew ick immer ſeggt" — ſagte der andere.

„Ick meen — in veertein Daag kann ick wull wedder loos" — ſagte Hein Kröger.

Und bald hatten ſie die Bilder der Tommys aus ihren Erinnerungen geſtoßen, und während ihre Wunden heilten, füllten ſich ihre Herzen wieder mit reinem Haß — gegen England.

Die Verlobten

Sie waren verliebt und verlobt und beide sentimental. Sie lasen stundenlang des Abends von Flandern und seinen alten Helden. Sie wohnten in Brügge, und im Herbst wollten sie Hochzeit feiern. Aber dann kam der Krieg.

Zuerst wollte er ins Heer eintreten. Aber das lockte ihn nicht. Denn er hatte nie gedient. Und dann war sein Haß gegen die Deutschen so tief: er wollte nicht in der Reihe gegen sie fechten, er wollte etwas Besonderes sein und etwas Besonderes tun. Und so ward er ein Franktireur. Das heißt, er selber nannte es anders: er nannte es Volks- und Heimatskämpfer. Und es war für ihn etwas gleich den alten flandrischen Helden der Vorzeit.

Seine Braut hemmte ihn nicht. Sondern als sie eines Abends in ihres Vaters Hause am Fenster saßen und auf den toten Kanal hinabsahen, in den die ersten gelben Blätter fielen, da meinte sie plötzlich: „Camille, ich gehe mit."

Und sie tat es — allen Protesten der Eltern zum Trotz. Camille erschrak zuerst. Aber am Ende war er überglücklich und sagte: „Nun werden wir zusammen kämpfen, Babette, und zusammen Ruhm erwerben und vielleicht zusammen sterben."

„Wir werden zusammen leben" — sagte Babette und küßte ihn.

Die beiden zogen aus, als die deutſchen Heere die Hauptſtadt des Landes beſetzt hatten. Nur wenige Menſchen in Brügge wußten darum. Die es aber wußten, ſchlugen das Kreuz hinter ihnen. Etwas Heiliges lag über dem Paar, das unvermählt und doch zuſammen in ſolche Gefahren zog.

Camille und Babette waren überall — bald in Tirlemont, bald in Ninove und bald zwiſchen Löwen und Aerſchot. Und überall, wo ſie auftauchten, brannte, fehlte, fiel etwas von den Deutſchen. Camille beſchoß die deutſchen Automobile aus dem Verſteck an den Chauſſeen her. Er richtete Telephone in Kellern und Betten ein, die die Stärke der durchmarſchierenden Truppen dem belgiſchen Heere kundgaben. Er löſte nachts die Schrauben in den Eiſenbahngleiſen. In Brüſſel erwarb er Brieftauben, die er einzeln durch die Vorpoſten ſchmuggelte. Und der gefährliche Vorſtoß der Belgier bis an den Bahnhof in Löwen wäre ohne ſeine Spionage gar nicht möglich geweſen.

Babette gab keinen Schuß ab. Doch ſie half auf andere Weiſe. Die beiden liefen getrennt und liefen zuſammen. Babette ging bald als flüchtiges Bauernmädchen, bald als Mann verkleidet. Oft war ſie in höchſter Gefahr. Aber die Angſt um Camille trieb ſie, das Unmögliche wirklich zu machen. Und wie ſie ſo er. Beide befanden ſich in einer Art übernatürlichen Zuſtandes, der ſie alle Gefahr, aber auch alle irdiſchen Sehnſüchte vergeſſen ließ. Sie lagen in Scheunen und im Walde zuſammen. Aber ſie behandelten ſich

mit der Scheu der erſten Tage, da ſie ſich lieben lernten.

„O Camille, du mein Herrlicher, wie lange wird es noch dauern, bis wir heimkehren?“

„Wir werden heimkehren, wenn Flandern befreit iſt.“

„Aber die Deutſchen wälzen ſich weiter und weiter, und bald wird auch unſer Flandern tot ſein, unſere alte gute Mutter Flandern.“

Darauf antwortete Camille mit den Worten des alten Ulenſpegel: „Begräbt man denn Ulenſpegel, den Geiſt der Mutter Flandern, und Neele, ihr Herz? Auch Flandern kann ſchlafen, aber ſterben — nein.“ Und damit küßte er ſie.

Nachdem die beiden wochenlang bald hier, bald da herumgeſtreift waren, erfüllte ſich ihr Schickſal an jenem Tage, da unſere Hannoveraner dicht hinter Deynze die Strohmieten aushoben.

Camille und Babette hatten geſchickt gearbeitet. Die abziehenden Belgier wußten ganz genau, auf welchen Punkt der neuen Schlachtreihe wir unſern nächſten Angriff konzentrieren wollten. Das hatte uns am Tage vorher einige hundert Mann gekoſtet. Nun wollten ſich die beiden in den Rücken des deutſchen Heeres machen und von hier aus den deutſchen Nachſchub kontrollieren. Da waren ſie in eine Strohmiete geraten, die nicht mehr leer war. Neun bewaffnete Männer aus dem nächſten Dorfe hatten ſich hier ſchon verborgen. Und unſere Hannoveraner hatten Befehl, die

zehn Strohmieten einzeln zu durchstöbern und alles, was sie an bewaffneten Zivilisten trafen, aufzubringen.

So wurden sie gefangen. Man fand bei Camille einen Browning. Aber Babette, wenn sie gewollt hätte, hätte man sie allein vielleicht noch laufen lassen. Aber sie wollte bei Camille bleiben. Und so wanderten sie beide zwischen den deutschen Soldaten hin ins nächste Städtchen.

Das Kriegsgericht sprach sie schuldig. Camille und Babette verheimlichten nicht, was sie getan. Sie rühmten sich dessen. Die neun Männer schrien auf, als der deutsche Major es verkündete, obwohl sie die Sprache der Deutschen nicht verstanden. Camille und Babette verstanden sie. Aber sie waren ruhig. Nur als sie getrennt abgeführt wurden, schickte Babette ihrem Verlobten einen langen Blick.

Die Nacht war schwarz. Nur beim Vorsitzenden des Kriegsgerichts brannte noch spät das Licht. Camille ging in der Stube auf und ab. Die Männer winselten rings um ihn herum. Babette sah durch die Scheiben ihres kleinen runden Fensters den Posten auf und ab marschieren. War dies das Ende des Heldentraumes?

Da öffnete sich die Haustür des Majors. Eine Ordonnanz trat heraus, ging über den Platz und verschwand im Hause der Verurteilten. Nach einer Weile kam die Ordonnanz wieder — aber nicht allein. Camille wurde über den Platz geführt — in das Haus des Majors — und stand plötzlich vor seinem Richter.

Was die beiden nun redeten, weiß niemand. Und niemand hat es gesehen. Die Soldaten erzählen nur, daß nach einer Stunde Camille aus dem Hause fort, aber nicht in das Gefängnis, sondern in ein verlassenes Privathaus am Markt geführt worden sei. Und am nächsten Morgen, als die Verurteilten zur Richtstätte geholt wurden, da sei aus jenem Hause am Markt nicht nur er, sondern seltsamerweise auch Babette gekommen. Also, daß man annehmen konnte, die beiden jungen Menschen hätten mit Wissen des deutschen Majors die letzte Nacht ihres Lebens gleichzeitig zur ersten ihrer Liebe gemacht. Aber dies wird nur erzählt und mag falsch oder richtig sein. Ganz sicher aber ist dies, daß die beiden am andern Morgen starben — wie die tapfersten Helden des alten Flandern je gestorben sind.

Sie gingen durch den Friedhofsgarten wie Träumende. Hinter ihnen die neun Männer. Die weiße Friedhofsmauer, an der sie hielten, war mit rotem Wein bedeckt. Die neun Männer wankten, bettelten und winselten herum wie arme Tiere. Aber Camille und Babette gruben ihr Grab und stellten sich ruhig davor. Die Gewehre der Soldaten zitterten. Camille rief: „Flandern". Dann sanken sie beide nach hinten. Und die deutschen Soldaten wandten sich ab und weinten.

Ein Abend in Oſtende

An einem kalten Oktoberſonntag dieſes Jahres (Gott rette uns und unſer Land lebendig in das andere hinüber!) ſaß in einem der verlaſſenen Rieſenhotels von Oſtende eine buntgemiſchte Geſellſchaft vorm Kamin des Spielzimmers.

Die deutſchen Heere hatten die Maasbefeſtigungen überrannt, Belgien beſetzt, Antwerpen eingenommen. Von Verdun bis Oſtende hatten ſie einen eiſernen Schlagbaum durch Frankreich gelegt. Jetzt war eine kurze Zeit des Wartens — und jeder dachte: am Kanal bricht es los und dann die ganze Linie entlang.

Der ſteife Weſt-Nord-Weſt, der von See her über Oſtende fegte, blies das wärmende Feuer zu immer hellerer Flamme an. Längſt hatte das klagende Glockenſpiel vom Stadthaus her ſechs Uhr geläutet. Und die Dunkelheit eines frühen Herbſtabends blickte durch die hohen Fenſterſcheiben. Aber keiner der Männer, die ihre Seſſel in einem weiten Halbkreis um das Feuer gerückt hatten, fühlte das Bedürfnis nach dem grellen Licht der elektriſchen Krone, das der Oberkellner nun ſchon zum zweiten Male anbot.

Die letzten Tage waren voll Aufregung und voll Strapazen geweſen: zuerſt Antwerpen, ſeine Beſchießung, ſein unerwartet plötzlicher Fall, dann die Jagd auf die fliehende Beſatzung, die Kämpfe bei Aloſt und an der Schelde. Etwas wie eine allgemeine Müdigkeit

hatte sich unter den Männern verbreitet, und eine weiche, fast unkriegerische Stimmung drohte sie zu erfassen.

„Was brauchen wir Licht?" — rief der kleine schwarzhaarige Österreicher, der ein wenig zurück und fast ganz im Dunkeln saß — „unser Licht leuchtet in jeder Finsternis — und bei Licht wird der Professor noch weniger als jetzt erzählen. Nicht wahr, Professor, wie ist's? Werden wir heut endlich die berühmte Geschichte von der schwarzhaarigen Stella Lola hören?"

Der Graukopf schlug die Asche von seiner Zigarre ins Feuer und schüttelte den Kopf:

„Ich habe heute mittag den dicken Kapitän aus dem Marineamt gesprochen, den schwarzen, wissen Sie, den Stettiner. Er sagte mir vertraulich, daß man für diese Nacht einen Torpedoangriff der Engländer gegen die Schleuse befürchtet. Ich werd' den Deubel tun und derweilen hier lustige Geschichten zum besten geben!"

„Wenn keine lustigen, Professor, dann erzählen Sie traurige. Aber erzählen müssen Sie, Professor. Schon hat Lobengula seine Pfeife gestopft, und ich wette, er will uns wieder einen Vortrag über die Massai und Watussi halten."

Alle lachten — auch der mit Lobengula angeredete ehemalige Elefantenjäger aus Deutsch-Ost.

Ein Windstoß fuhr durch den Kamin und sprühte ein paar Funken auf. Zwei Belgier öffneten die Tür, um einzutreten. Als sie die deutschen Stimmen hörten, kehrten sie stracks wieder um.

Die Männer, die hier ſaßen, waren nicht alle Deutſche. Da war ein Däne und ein Holländer, ein Schwede und zwei Wiener. Aber auch die Deutſchen waren zuſammengewürfelt. Da war ein Berliner Maler, ein Major, Heye Heyenga, der ehemalige Theologe, dann ein Elefantenjäger und endlich der norddeutſche Profeſſor.

Dieſer Profeſſor fiel vor allem auf. Lang und ſehnig trotz ſeiner fünfzig Jahre ließ er hinter ſeiner goldenen Brille ein paar große braune Augen leuchten. Er hatte in Göttingen jahrelang Römiſches Recht geleſen. Da brannte ihm — es war jetzt fünf Jahre her — eines Tages ſeine Frau durch. Das ſchmiß und krempelte ihn völlig um. Er gab die Vorleſungen auf, entdeckte ſeine Jugend und bereiſte die Welt nach allen Richtungen. Er ſchrieb natürlich für eine Zeitung. Alle Männer, die hier ſaßen, ſchrieben für irgendeine Zeitung. Aber daneben ſchrieb der Profeſſor Geſchichten. Das heißt er ſammelte ſie. Veröffentlicht hatte er noch keine. Aber ſein Manuſkriptſack zu Hauſe und ſeine Mappe auf der Reiſe waren voll von eigenſinnigen, manchmal ergreifenden, manchmal ungewollt komiſchen Geſchichten aus aller Welt.

„Habt keine Angſt" — nahm der Maler das Wort — „Lobengula wird heute ſtill ſein wie ein toter Soldat. Vielleicht wird er euch nachher ſelber erzählen, warum. Aber habt ihr denn von dem alten Hamburger gehört, der heute mittag durch Brügge kam?"

Niemand hatte von ihm gehört.

„Der Mann heißt Mathieſſen und iſt vierundfünfzig Jahre. Mittelgroß, braun gebrannt, mit ſchneeweißem Schnurrbart — ein Reishändler aus Saigon. Er war mit ſeiner Frau und zwei Söhnen auf der Rückfahrt von Indien nach Hamburg — da brach der Krieg aus. Seine Frau iſt eine Engländerin — die Söhne ſtark engliſch erzogen. Schon an Bord ſoll es zu Differenzen gekommen ſein. Der Alte verließ das Schiff in Port Said und fuhr über Trieſt mit der Bahn nach Hauſe. Die Mutter blieb bis Southampton an Bord und fuhr dann ſtracks in ihre Heimat. Vierzehn Tage ſpäter erhält der Alte einen Brief, daß ſeine Söhne in das engliſche Heer eingetreten waren. Zuerſt tobte er zwei Tage lang. Am dritten ließ er ſich freiwillig einſtellen — mit der ausdrücklichen Bitte, wenn es ginge, gegen England verwandt zu werden. Sein Wunſch ward erfüllt. Er kann vielleicht ſchon morgen ein paar Tommys vor ſich haben — und wer weiß, vielleicht wird er ſchon morgen irgendwo bei Dünkirchen oder Calais ins Gras beißen. Das iſt der Mann. Mathieſſen iſt ſein Name. Karl Johann Mathieſſen. Sie ſollten dieſen Mann in Ihren Geſchichten nicht vergeſſen, Profeſſor! Denken Sie an, wenn er vielleicht ganz plötzlich irgendwo ſeinen Söhnen gegenüberträte ...“

„Haben Sie den Mann perſönlich geſprochen?“

„Nicht geſprochen, Profeſſor, aber geſehen. Und das genügt mir: mittelgroß, braun gebrannt, der Schnurrbart ſchneeweiß, ein feſter Kerl. Im übrigen

— er ſtand allein — und ſein Geſicht ſchien nicht zum Reden aufgelegt.“

Die Männer ſchwiegen. Der Profeſſor zündete ſich eine neue Zigarre an. Das brennende Holz knackte im Kamin wie Revolverfeuer. Draußen über dem Deich ſtürmte die Nacht. Sechs Meilen von der Küſte ſchlichen zwei dunkle Boote auf und ab. Aber niemand ſah ſie.

Plötzlich ſagte der Profeſſor:

„Geſtern ſind es vierzehn Tage her, daß ich das Schrecklichſte des ganzen bisherigen Feldzuges geſehen habe.“

„Das Schrecklichſte?“ — fragte der Major — „ich glaube, wir alle ſahen viel, was ſchrecklicher als ſchrecklich ſchien. Und nun das Schrecklichſte? War es ein Verwundeter? Ein zum Tode verurteilter Franktireur? Ein verwaiſtes Kind?“

„Es war eine Kuh.“

Der baumlange Holländer lachte. Lobengula räuſperte ſich.

„Jawohl, es war eine Kuh. Unſer Schlachtenmaler kann es Ihnen bezeugen, denn wir beide haben es zuſammen erlebt, als wir neulich von Brüſſel nach Termonde fuhren. Wollen Sie es erzählen, Schmidt?“

Der Maler winkte ab, und der Profeſſor begann.

„Alſo wir fuhren ziemlich langſam, denn die Chauſſee ſah böſe aus — Baumſtämme, Draht, Granatenlöcher, Sie kennen das ja. Links und rechts war ein

paar Tage vorher gekämpft worden. Ab und zu ein Grab mit einem Kreuz, auf dem eine Matroſenmütze hing. Die Bänder der Mütze flatterten hin und her im Wind. Die verlaſſenen Schützengräben ſtanden halb voll Waſſer.

Zehn Kilometer hinter Vilvoorde hatten wir die erſte Panne. Natürlich wieder dieſer dreckige belgiſche Benzin! Außerdem ein Reifen futſch. Es wehte ein kalter Wind, und die Sache ſollte eine halbe Stunde dauern. Da ſah Schmidt ein Gehöft rechts liegen — unter Bäumen — anſcheinend verlaſſen. Wir gingen drauf los. Dabei bemerkten wir übrigens einen Pferdekadaver, auf dem drei Krähen ſaßen.

Das Gehöft war wirklich verlaſſen. Ein paar Schrapnellkugeln ſaßen im Holz. Sonſt hatte es nicht durch Schüſſe gelitten. Aber natürlich war alles geplündert — in der Küche, im Schlafzimmer, in der guten Stube, Sie kennen die Bilder ja. Der Hof lag voll Stroh. Sogar ein Nußbaum war total leer geſchüttelt. Die Schalen waren nach allen Seiten verſtreut. Genug, dies alles rührte uns wie immer. Aber das Eigentliche kommt jetzt:

Während Schmidt in der Küche einen alten Delffter Teller bewunderte, öffnete ich die Hintertür einer Scheune. Ein warmer ſüßlicher Duft ſtrömte mir entgegen. Meine Brille beſchlug, und ich konnte zuerſt nichts ſehen. Als ich näher trat, war es ein Kuhſtall. Ziemlich groß, dunkel — und anſcheinend leer. Ich ging hinein — ich ging bis ans Ende — plötz-

lich höre ich das Geräuſch einer Kette, und in einem der hinterſten Verſchläge ſteht eine Kuh — eine weiße Kuh. Ich bitte Schmidt, mir ins Wort zu fallen, ſobald ich nur ein Wort mehr ſage als da war.

Als ich heranging, wandte die Kuh den Kopf nach mir. Dabei ſah ich zwei große Augen glänzen. Aber ob es nun von dem warmen ſtickigen Geruch des Stalles kam oder von etwas anderem — genug, ich mußte plötzlich hinausgehen — ich wurde ganz benommen im Kopfe — und ich rief Schmidt.

Schmidt kam. Er wird es bezeugen können. Wir gingen hinein — öffneten den Verſchlag — und ſahen, daß die Kuh wirklich faſt ganz weiß war von oben bis unten außer einem kleinen Flecken am Widerriſt. Aber ihr Euter hing unnatürlich voll wie ein Sack. Und wieder blickte das Tier mit krankhaft glänzenden Augen ſich nach uns um, und ich ſah jetzt, daß die Augen tiefbraun waren.

Wie wir noch ſtehen, zeigt Schmidt plötzlich auf den Nebenſchlag und ſagt: Iſt das noch eine Kuh? Wir blicken hin — und was liegt da? Ein ganz junges Kalb — faſt weiß wie die Mutter, aber ganz mager. Es lag auf der Seite — die Rippen traten hervor — die Kiefer waren auseinander getreten. Es war verhungert und tot.“

Der Profeſſor ſchwieg. Keiner verſuchte eine Bemerkung. Auch der kleine Öſterreicher ſah ſtill vor ſich hin. Die Pauſe drohte peinlich zu werden. Da fuhr Schmidt zu erzählen fort.

„Also das junge Tier war offenbar verhungert, während die Mutter mit krankhaft vollem Euter daneben stand. Denn beide waren angebunden. Der Stall muß also tagelang der Schauplatz wilder Klagen gewesen sein — vielleicht von beiden Seiten."

Wieder folgte eine Pause. Man hörte nur den Wind im Kamin, und wie die Männer den Rauch in die Luft bliesen. Da nahm der Alte die Erzählung wieder auf und brachte sie zu Ende.

„Wir banden die Mutterkuh los. Auch sie hatte nichts zu fressen gehabt — wer weiß wie lange. Das Gehen fiel ihr schwer. Zuerst wollte sie überhaupt nicht hinaus aus dem Stall. Aber dann, als wir ihr schmeichelten, kam sie langsam. Sie zitterte am ganzen Leib. So ein schönes Tier — holländischer Schlag. Ich strich ihren Kopf, und sie leckte mit ihrer rauhen Zunge über meine Hand. Aber das war ihr letzter Augenblick. Dann, wie sie so da im Lichte des Tages stand, wurde das Zittern plötzlich stark, und sie fiel um. Schmidt erlöste sie durch einen Schuß ins Ohr."

„Ihr Name war Arabella" — sagte der Maler — „ich sah ihn mit meiner Taschenlampe auf dem Schilde über ihrer Raufe stehn."

Pause.

„Dieser Name macht die Geschichte noch trauriger" — sagte der kleine Österreicher — „Im übrigen, da wir gerade von Tieren reden — ich habe zwischen Alost und Ninove eine Horde von herrenlosen Kühen wildern sehen. Der Anblick erinnerte mich direkt an

Büffelherden. Wir kamen mit einem Pulverzug von Brüſſel. Da ſtürmten zirka vierzig Kühe über einen Acker gegen uns an. Die Hörner geſenkt — die dicken Euter hin und her ſchwankend — manchmal blödſinnig oder wie kleine Kälber nach hinten hoch ausſchlagend. Plötzlich vor dem Bahndamm ſtanden ſie ſtill, riſſen die Köpfe hoch und glotzten uns mit feurigen Augen an. Ein Bild — ſchrecklich, traurig und komiſch zugleich. Dann ertönte plötzlich ein Schuß, den ein Soldat von der Lokomotive in die Luft abfeuerte. Im Nu riſſen ſie ſich herum und hauten in der Richtung ab, aus der ſie kamen — mit ihren Schwänzen hoch in die Luft peitſchend. Die Tiere waren wahnſinnig. Und waren doch alle vor ein paar Wochen noch fromme und gute Stallmütter geweſen."

Während das Feuer im Kamin allmählich zuſammenfiel, verſandete das Geſpräch der Männer in allgemeiner Müdigkeit. Man redete noch weiter von Tieren. Der Norweger zum Beiſpiel erzählte von den herrenloſen Hunden in Mecheln, die ihn in der zweiten Nacht des Einzugs unſerer Truppen geſtellt hatten wie Wölfe. Der Holländer dagegen wußte rührende Geſchichten von den Hunden in Antwerpen. Tagelang hätten dieſe vor den verlaſſenen Häuſern ihrer Herrſchaften gelegen und wären teils verhungert, teils nur durch die mitleidigen Spenden von Soldaten und alten Frauen gerettet worden. Und gerade wollte der Major auf die furchtbare Tatſache hinweiſen, daß im Zoologiſchen Garten von Antwerpen eine Unmenge

wertvoller Tiere getötet werden mußten, weil kein Futter für sie da war — da entstand draußen auf dem Deiche ein vielfaches Gemurmel von Menschen. Die Männer horchten auf — die Tür öffnete sich — ein kleiner Seeleutnant stürzte herein:

„Wissen Sie's schon, meine Herren? Von Nieuport bis Dixmuiden ist eine fürchterliche Schlacht im Gange. Die ersten Verwundeten sind soeben eingetroffen. Die Engländer haben den ganzen Nachmittag von der See her geschossen."

Alles sprang auf. Der Däne knipste das Licht an. Die Männer rissen die Augen weit auf.

„Nieuport? Dixmuiden? Ich denke, unsere Leute sind heute abend in Dünkirchen!"

„Belgier, Franzosen und Engländer halten mit verstärkten Kräften den Yserkanal. Das ganze Polderland ist unter Wasser gesetzt, und man erwartet stündlich die Zerstörung der Schleusen."

Im Nu waren alle draußen. Der Wind hatte sich etwas gelegt. Sobald sich das Auge an die Finsternis gewöhnt hatte, sah man überall an der Brüstung des Meerdeichs Gruppen von Menschen stehen — Soldaten, Zivilisten, auch Frauen mit wollenen Tüchern um den Kopf. Alle blickten hinaus aufs Meer. Aber da war nichts zu sehen. Nur die weißen Kämme der abflauenden See rollten aus dem dunklen Nichts heran.

Heyengas Geſchichte

Die Zeitungsmänner blieben wochenlang in Oſtende liegen. Bei der Wichtigkeit aller militäriſchen Operationen gab es zunächſt wenig zu melden. Sie fingen an, ſich mehr als bisher mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Der Maler arbeitete an einem Bilde der weißen Kuh. Der Profeſſor ſammelte altflandriſche Schwänke. Lobengula und der Däne ſpielten von morgens bis abends Schach.

Schmidt, der Maler, und Heyenga, der ehemalige Theologe, gingen eines Abends durch die Leopoldanlagen ſpazieren. Das Wetter war rauh und regneriſch.

Plötzlich knipſte Heyenga mit dem Finger:

„Iſt es nicht ſeltſam — Schmidt — ich bin den ganzen Tag verzaubert, aber ich weiß die Formel nicht. Ich wollte heute morgen etwas Langes über die beiden Zimmermädchen in Ihrem Hotel ſchreiben, und am Schluß ward es eine Geſchichte über den Nazarener.“

Der Maler ſah Heyenga von der Seite an. Er hatte den ehemaligen Theologen vor ein paar Jahren in München kennen gelernt. Damals wirkte Heyenga in einem bekannten Münchener Kabarett. Er war auch jetzt noch immer ein ſeltener Burſche — trotzdem er genau ſoviel trank wie in der Zeit, da er Schnapskandidat in jener kleinen Schule an der Nord-

ſee war. Von dem ganzen Kreis der Zeitungsmänner hatte der Maler ihn am liebſten.

„Nun denn — wenn Sie eine Geſchichte geſchrieben haben, dann wird die Geſchichte die Formel ſein. Alſo gehen wir nach Hauſe und leſen Sie die Formel vor!“

Heyenga ſträubte ſich und wurde eine Weile ſtill.

„Nein — das habe ich nicht gemeint. Ich meinte etwas anderes. Ich habe nämlich heute ſoviel Heimweh. Wonach? Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, es kommt von der Annonce. Hören Sie, Schmidt — was für eine Annonce habe ich heute geleſen! Ein Paſtor zeigt den Tod von fünf Söhnen an. Im Felde. Natürlich im Felde. Und ich kenne den Paſtor. Ich habe in ſeinem Hauſe viel geſeſſen. Der Paſtor hatte elf Kinder. Ich habe mich ſo oft luſtig gemacht über dieſe elf Kinder. Wiſſen Sie — in München — mein Gedicht von den elf Paſtorskindern, das jeden Abend ſoviel Erfolg hatte — das ging auf dieſen Paſtor und ſeine Kinder... Und nun ſind fünf ſchon tot. Ich kenne ſie alle. Ich weiß auch, daß noch zwei andere im Oſten ſtehen — und einer iſt dann noch da, der iſt Flieger. Wie finden Sie das, Schmidt? Verſtehn Sie, daß ein Menſch wie ich manchmal Heimweh kriegt?“

Schmidt verſtand es nicht. Sondern er meinte, man müſſe das eine tun und das andere nicht laſſen, und jeder habe ſeine eigene Aufgabe in der Welt.

„Aber es iſt doch eine Schande, Schmidt, daß wir gar nichts tun jetzt. Wir haben noch nicht einmal

Kinder. So und ſo viele Frauen gehabt und kein Kind. Finden Sie nicht, daß es beſchämend iſt?"

Die beiden waren auf dem Deich angekommen und ſtanden vor Heyengas Hotel. Die Wellen rauſchten in gewohntem Takt. Der Poſten ging auf und ab. Im Weſten nach Nieuport zu zeigte der Himmel eine rötliche Helle.

„Kommen Sie noch ein Stündchen mit hinauf?"

Diesmal war es Heyenga, von dem die Aufforderung ausging. Er war heute ſo unruhig, daß er ſich vor dem Alleinſein fürchtete.

„Ich komme" — ſagte der Maler — „aber nur unter einer Bedingung. Erſtens müſſen Sie aufhören, ſo törichtes Zeug zu ſchwatzen wie eben. Und zweitens müſſen Sie natürlich Ihre Geſchichte von dem Nazarener vorleſen."

Die beiden ſtiegen die Treppe zum Majeſtic-Hotel empor.

„Ich werde ſie leſen. Gut. Aber hören Sie — Schmidt — Sie müſſen mir verſprechen, nichts darüber zu ſagen — weder Lob noch Tadel. Dieſe Geſchichte gehört nämlich für ſich allein. Sie iſt nicht für die Öffentlichkeit. Sie iſt nur ein Glied in einer Kette. Alle dieſe Geſchichten von Jeſus ſtammen aus meiner ganz frühen Jugend — wiſſen Sie. Und heute habe ich mal wieder eine Art Heimweh."

Das Zimmer ging aufs Meer hinaus. Es war kalt. Schmidt behielt den Mantel an, rauchte eine neue Zigarre und legte ſich aufs Sofa. Heyenga holte aus

seiner Eisenkiste ein Heft hervor — wie ein Kinderschreibheft — mit schwarzem blankem Deckel und rotem Schnitt. Er setzte sich unter die Lampe und las.

•

Außer den anderen Jesusgeschichten, unter denen diejenige vom stolzen Jesus die geringste ist, erzählt der Mönch Wirbelhaar noch eine letzte, die lautet so.

Es war im 23. Jahre unserer Zeitrechnung, da erhob sich der Zelote Bar Tolmai an der Spitze von dreitausend jungen Juden zum dritten Male gegen die Römer. Nach ein paar siegreichen Vorstößen wurde er von den andringenden Legionen in die Täler östlich des Ghor geworfen. Von hier aus lieferte er den Römern noch monatelang die blutigsten Kleinkämpfe.

Und es war im Monat Adar jenes Jahres, da lag Bar Tolmai unter den Höhlen von Beth Ajin, siebenhundert Meter über dem Spiegel des Jarmuk. Unter seinen Leuten waren die schönsten von ganz Israel. Sie kämpften mit der Verzweiflung von Leuten, die wissen, daß sie keinen Ausweg haben.

Und es war eine Nacht zwischen zwei Gefechten. Hie und da schwelte ein Feuer. Alles lag und wachte. Die Bergwand, an deren Fuße die jüdischen Krieger lagen, ragte in das fahle Mondlicht hinauf.

„Jochanan! — He! — Dickwanst — Trauriger — du schläfst, wo der Mond schon halb über dem Walde

ſteht? Hoch mit dir — und bedenke, daß wir mit der erſten Sonne fechten werden!"

Zwei Krieger lagen um die glimmende Aſche. Der Sprecher war in ein Ziegenfell gehüllt. Sein Hals war hager und lang, und das Weiße in ſeinen Augen leuchtete. An ſeinen Haaren klebte noch ein Reſt von Blut.

Der Dicke erhob ſich und ging fröſtelnd herum.

„Sei ſtill von Fechten! Ich denke an mein Haus und an mein Vieh und an Eliſchawah, die Tochter Benjamins. Sie geht ſchwanger im zweihundertſten Tage. Verflucht ſei Bar Tolmai und verflucht ſei dieſer Krieg. Wir hätten in unſern Hütten bleiben ſollen. Oder glaubſt du wirklich, daß Jahwe dieſen Krieg will?"

„Was ſcheren Jahwe deine Kinder und dein trächtiges Weib? Er will, daß ſein Haus unbeſudelt bleibt. Und deshalb ſollen wir fechten. Jawohl, er weiß, daß ich heute für ihn focht. Fünf Romäer ſtieß ich von vorn in die Nacht, und einem langen Nordmann von hinten mein Schwert in die Flanke. Er ſchlug wie ein Baum auf die Erde und riß ſterbend noch mit den Fäuſten Ben Levi in Stücke. Jahwe iſt groß im Blute ſeiner Feinde."

„Ich tötete einen Mauleſel aus dem Geſpann des ſchwarzen Centurio. Das Blut des Eſels ſchoß mir in Mund und Augen. Jehoſchuah — morgen werden wir in die Höhlen gedrängt werden. Ich frage dich von

hinten, ob Jahwe wirklich will, daß wir so blutig fechten?"

„Fluch über dich, Feigling! Ich sage, er will, daß sein Haus unbesudelt bleibt."

„Sein Haus? Wo ist Jahwes Haus? Die Männer aus dem Osten sagen, Jahwes Haus sei in uns — und das Volk Jahwes sei die ganze Welt."

„Was sagen sie?"

Der junge Jude, dessen Namen die Griechen Jesus sprachen, hatte bis dahin im Grase gelegen. Jetzt richtete er sich auf und blickte an den Kriegszelten entlang in das dunkle Ghor hinab. Die Stirn seines braunen Schädels glänzte im Licht der Nacht. Die kurz geschorenen Haare lagen kraus auf seinem Kopfe. Die Nase bog sich leicht hernieder. Nur die Lippen waren unjüdisch schmal und der Mund verkniffen. Einen Augenblick bewegte er die Worte Jochanans in seinem Geiste. Dann schüttelte er den Kopf, holte das Schwert hervor, das neben ihm lag, zog es aus der Scheide und begann die Klinge zu putzen.

Die Nacht verflog. Und das Blutbad am nächsten Tage war das schlimmste dieser ganzen Erhebung. Gleich um die dritte Stunde des Morgens ward auf halber Bergeshöhe ein schwärmender Haufe des Rebellenheeres von der römischen Übermacht umzingelt — vierzig wurden sofort erschlagen, erwürgt, in die Schlucht gestoßen — der Rest lebendig gefangen genommen. Gegen Mittag rückten die Legionen des Labienus und Marcellus gegen das Berglager der

Juden vor. Die Leute des Bar Tolmai fochten wie Wölfe, die abgedrängt und umzingelt ſind. Sie warfen Steine und brennende Kränze auf die Feinde herab. Zwar blieb ihnen immer der Rückzug in die oberſten Felshöhlen, die gleich künſtlichen Käfigen in der höchſten Bergwand lagen. Aber die Tiefe der Höhlen war ohne Ende, und wenn die Fremden Geduld hatten, dann ſtarben alle Hebräer an Durſt und Hunger.

Der junge Jehoſchuah, der Sohn Mirjams und des Zimmerers aus Beth Lechem, ſchlug fröhlich drein — immer in der vorderſten Reihe, immer mit dem ſicherſten Stoß, mit dem kühnſten Hieb. Einem zwerghaft kleinen Sarmaten, der ihn von unten anfiel, ſtieß er das Schwert von oben in den Hals — gerade hinunter bis ins Gekröſe.

Aber die Römer drängten langſam vor, und gegen die neunte Stunde ſchrie Bar Tolmai, der ſelber aus mehreren Wunden blutete, zum Rückzug. Auch jetzt noch riſſen die jüdiſchen Männer — rückwärts Schritt um Schritt ſich verteidigend — tiefe Lücken in die Reihen der andringenden Söldner. Und wieder war es auf dem äußerſten rechten Flügel der junge Bethlechemite, der aalglatt bald hier, bald dort auftauchte — und überall, wohin er kam, ſtöhnte etwas auf, taumelte etwas zur Seite.

Je höher ſich die Männer hinaufdrängten, deſto ſchmaler wurden die Wege. An einer Waſſerſtelle gabelte ſich die Straße nach oben in zwei Enden — das eine nur ein Pfad von vier Fuß Breite. An

dieſe Waſſerſtelle war der Haufe der Juden gekommen, da ſah ſich plötzlich Jeſus, der unaufhaltſam fechtend rückwärts ging, durch einen Barbaren von rieſigem Körperwuchſe auf jenen ſchmalen Pfad gedrängt, der auch nach oben führte — aber in die Wildnis. Wie ein junger Stier raſte er gegen den Barbaren zum Durchbruch vor. Aber der ſtand ſelber wie eine Wand. So blieb ihm nichts als mit den Waffen in der Hand langſam zurückzuweichen. Der Barbar ſtieß ein gellendes Lachen aus, als er den jungen Juden ſo dicht vor die Klinge bekam.

Jeſus lachte nicht. Seine ſchwarzen Augen ſpähten wild, wo er am ſicherſten und hurtigſten den langen Fremden treffen könnte, deſſen rotes Haar ſo zottig um ſein Haupt wehte. Schon kam er näher. Aber der Jude ſprang auf einen Stein. Der Rieſe folgte. Aber der andere klomm höher. So ging es eine Weile — eine wilde Jagd um Tod und Leben — bis der jüdiſche Krieger plötzlich an der ſteilen Gipfelſeite des Berges ſtand. Der Pfad war zu Ende. Er mußte ſich zum Letzten rüſten.

Das breite Ghor lag blau im Weſten. Der Spiegel des Jarmuk glitzerte aus einer endlos grauen Fläche herauf. Die Felſen der Berge bleichten gelb in der Sonne. Und der ſtahlblaue Himmel ſpannte ſich ſo tief, als ob er die Erde wie einen kleinen grauen Reſt unter ſich trage.

Durch die Stille des Mittags hallte Schwerterſchlagen, Keuchen, Stöhnen. Ein Stein rollte über

den Felshang zu Tal — langhin knatterte das Echo — ein Geier erhob ſich erſchreckt in die Lüfte. Jetzt waren die beiden Männer zu einem Klumpen geballt — ihr Atem vermiſchte ſich — ihre Fäuſte griffen wie Eiſenklammern. Plötzlich erhob der Barbar ein ſchauerliches Gebrüll, zugleich löſten ſich ihm Arme und Knie, ſeine Hände griffen in die Luft, und er ſtürzte in die Tiefe wie ein Sack. Über ihn hinweg jauchzte zu Tal der Siegesruf des Hebräers. Und es war nicht Gottes, ſondern der Menſchen Sohn, der jetzt jubelnd und in weitem Bogen das Schwert des Feindes ihm nach und in den Abgrund ſchleuderte.

Aber — wie der Mönch Wirbelhaar an einer andern Stelle ſagt — die Wege des Herrn ſind keine Waldſchneiſen, ſondern oft wie das Kielwaſſer des Seglers und öfter noch wie der Hakenſchlag des hurtigen Feldhaſen. Längſt nämlich lag die heilige Ruach, welche die Griechen Geiſt nennen, auf der Lauer und ſuchte, wie ſie den tapferſten der Juden finge. Jetzt kroch ſie aus der Stille des Mittags hervor an ſein Herz. Da ward Jeſus ſchwach wie ein trächtiges Weib und ängſtlich wie das Blatt einer Eſpe.

Nämlich als ſein letzter Siegesſchrei verhallt war, fiel ihm die plötzliche Stille wie ein Geſpenſt an die Gurgel, daß er in Unruhe und Angſt ausbrach. Nicht vor den Römern, ſondern vor der drückenden Einſamkeit des weiten Himmels, der ſich über ihm wölkte, des kahlen Felſenmeeres ringsum — nein, in Angſt vor ſich ſelber. Denn ſeine Hände und ſein Schwert,

sein Rock und seine Stirn waren mit Blut bespritzt, aber es war alles fort, was dieses Blut rechtfertigte, die Feinde und die Freunde, das Geschrei und der lockende Sieg. Und die Sonne schien über die Erde wie über einen breiten Frieden hin.

Der junge Hebräer stand zuerst wie verzaubert. Er stieg den Pfad herab, aber seine Knie wankten. Er ließ sich auf einen Felsen nieder. Er zitterte. Er schüttelte sich. Es kroch etwas an ihm auf. Er griff danach. Er schrie: „Jochanan!" Aber er blieb ganz allein.

So saß er eine Weile — geduckt — geängstet durch etwas Fürchterliches, was jeden Augenblick kommen könnte. Ohne Furcht vor Tod und Teufel — und doch schreckte ihn sein eigner Atem. Frost und Hitze schüttelten ihn. Nichts war ringsum als diese fürchterliche Stille. Aber diese Stille legte sich auf ihn — kroch ihm ins Auge, ins Ohr, in alle Poren. Er sprang auf, er sah an sich herab, er sah das Blut an seiner Hand — und plötzlich, wie er aufsah, standen die Berge vorwurfsvoll auf und wandten sich drohend gegen ihn. Sein Auge floh ins Tal hinab. Aber da — war das nicht ein Ton — ein Stöhnen — ein Klagen — ein Schrei? Gewiß, es war ein Schrei — — ein Wort — — es war immer dasselbe Wort. Es war der Todesschrei des sterbenden Barbaren. Vielleicht sein Gott — vielleicht sein Weib — vielleicht sein Teufelsfluch...

Als Jesus diesen Schrei vernahm — so berichtet

der Mönch Wirbelhaar wörtlich — ſtürzte er zu Boden wie eine gefällte Tanne. Bis in die fünfte Stunde der Nacht lag er ohne Leben. Dann erhob er ſich und wanderte waffenlos zu Tal. Schon hatte die heilige Ruach ihn gezeichnet, denn von den Römern, durch deren Poſtenketten er floh, wagte keiner ihn anzurühren. Aus dem Tale des Jarmuk entwich er weſtwärts tief ins Ghor hinein. Die Stelle aber, da die heilige Ruach ihn überfiel, heißt bis heute Lacharoi, das iſt: Ich habe den geſehen, der mich geſehen hat.

Nach einer Pauſe klappte Heyenga das Schreibheft zu und ſtand auf. Er war bis über die Ohren rot geworden und hätte den Maler erwürgt, wenn dieſer jetzt irgend etwas über ſeine Geſchichte geäußert hätte. Aber Schmidt ſagte nur, warum er ſie denn den übrigen nicht auch vorleſen wollte. Und als Heyenga das ablehnte, fragte Schmidt ihn plötzlich:

„Sagen Sie mal, Heyenga, glauben Sie eigentlich, daß dieſes fromme Volk der Deutſchen, dieſes große, fromme Volk, je untergehen kann?“

Der andere ſah ihn mit aufgeriſſenen Augen an.

„Wie kommen Sie auf dieſe Frage, Schmidt?“

„Ganz kann ich es nicht ſagen, denn dann müßte ich über Ihre Geſchichte reden, was ich ja der Abmachung gemäß nicht darf. Aber ich dachte auch an

Ihre Geſchichte, beſonders aber an jenen Abend bei der 10 Zentimeter-Batterie — zwiſchen Mecheln und Waelhem — erinnern Sie ſich?"

„Nein — ich war damals nicht mit — ich glaube, ich war bei dem Feſſelballon."

„Nun, ich weiß nicht, ob Sie von dem wunderlichen Abend gehört haben. Die Batterie ſtand hinter einem hohen Spargelfeld. Sie hatte gerade ein ausgezeichnetes Ziel und feuerte unaufhörlich. Es dämmerte und wir kamen ganz unbemerkt heran. Der Himmel war rot von Feuer. Zwei Kilometer rechts von uns donnerten ſchwere Haubitzen. Noch weiter hin ſtanden die Oeſterreicher. Die Felder lagen in den Friedensfarben des Herbſtes. Aber die Luft zitterte von dem unaufhörlichen Getöſe."

„Sehr ſchöne Schilderung" — warf Heyenga ein.

„Da gingen zwei blutjunge Soldaten — ich weiß nicht, ob es Feldwebel oder Gemeine waren, auf jeden Fall waren es zwei junge elaſtiſche Geſtalten — ſie gingen zehn Schritte entfernt an uns vorbei. Wie geſagt, ſie konnten uns nicht ſehen. Aber ſie waren in einer Debatte. Und da hörte ich, wie der eine zum andern ſagte: ‚Gewiß — aber nicht der Zweck trägt dies große All, ſondern allein das Geſetz.' Wiſſen Sie, Heyenga, ich muß ja geſtehn, ich verſtehe heute noch nicht recht, was ſie meinten. Sie werden es natürlich viel beſſer wiſſen. Aber ſoviel verſtand ich doch: Dieſe beiden jungen Leute, die ſicherlich tüchtige Soldaten waren, die hatten mitten im

Belagerungsfeuer noch Zeit und Talent, die höchsten Fragen der Menschheit durchzudenken. Und kann man das nicht groß und vielleicht auch fromm nennen? Ich wenigstens weiß im Augenblick keinen besseren Ausdruck. Und ich meine, ein Volk, so lange es fromm bleibt in diesem Sinne, das kann nicht untergehen."

Heyenga lächelte.

„Hören Sie, Schmidt — ich glaube — Sie schwärmen."

„Warum sollten nicht auch wir ein wenig schwärmen in diesen Tagen, da Gott selber schwärmt?"

Und damit sprang er auf, drückte Heyenga die Hand und entfernte sich. Heyenga sah vom Fenster auf die See hinaus. Vom Westen her klang schwacher Kanonendonner.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim
Buchbinderarbeit von E. A. Enders, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Eberhard Buchner

Kriegsdokumente

Der Weltkrieg 1914
in der Darstellung der zeitgenössischen Presse

Erster Band

Die Vorgeschichte. Der Krieg bis zur Vogesenschlacht

Umschlag, Einband und Titel von
Prof. F. H. Ehmcke
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Es ist unmöglich schon heute eine Geschichte des Weltkrieges zu schreiben. Das hat Eberhard Buchner wohl erkannt. Seine Absicht ist es deshalb, das unendliche, reiche Material zu dieser Geschichte, das uns die Zeitung jeden Tag von neuem wieder an die Hand gibt, vorläufig zu sammeln und zu sichten. Unter seinen bewährten Händen haben sich die Hunderte von Zeitungsnachrichten und Zeitungsartikeln zwar nicht zu einer Geschichte, aber doch zu einer Kulturgeschichte des gegenwärtigen Krieges zusammengeschlossen. Er hat ein Dokumentenwerk geschaffen, das, aus der Stunde heraus geboren, ein so unmittelbares Leben atmet, wie es der nachträglichen Darstellung auch aus der genialsten Feder stets versagt bleiben muß. Buchner ist es gelungen, aus Einzelheiten ein starkes Ganzes zu bilden: ein echtes Bild unserer Tage.

Albert Langen, Verlag, München

Langens Kriegsbücher

Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914

Jedes Bändchen geheftet

1 Mark

Bisher sind erschienen:

Erstes Bändchen:

Lena Christ: Unsere Bayern anno 14

Zweites Bändchen:

Eberhard Buchner: Kriegshumor, 1. Teil

Drittes Bändchen:

Arnold Zweig: Die Bestie

Viertes Bändchen:

Adolph Köster: Der Tod in Flandern

Es werden zunächst folgen:

Fünftes Bändchen:

Katarina Botsky: Ostpreußens Feuerzeit

Sechstes Bändchen:

Alexander Castell: Der Kriegspilot

Albert Langen, Verlag, München

Princeton University Library
32101 066904838